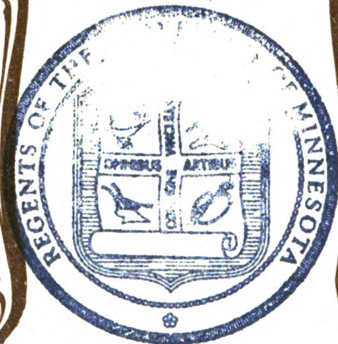
BLIOTHEK DER ERHALTUNG UND DES WISSENS



UNION
DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTTGART • BERLIN • LEIPZIG •

Aus der Bibliothek

von




Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens



Zu der Novellette „In den besten Jahren“ von C. Eysell-Kilburger. (S. 78)
Originalzeichnung von Th. Volz.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1905. Elfter Band



Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

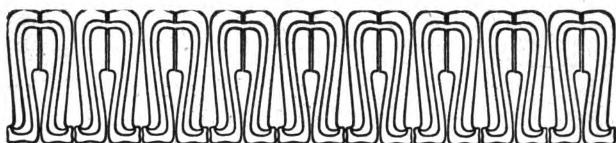
Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.







Zu feig!

Roman von Reinhold Ortmann.



(Fortsetzung und Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Zwölftes Kapitel.

Als Doktor Helmut Eggers an diesem Abend im Hause des Baumeisters erschien, ließ sich Frau Fanni nicht wieder vor ihm verleugnen. Das Mädchen hatte den Auftrag, ihn ohne weiteres ins Wohnzimmer zu führen, und aus der Art, wie sie ihm entgegentrat, sah er sofort, daß Fanni ihn erwartet hatte.

Sie sah sehr schön und sehr selbstbewußt aus. Unwillkürlich kam Helmut bei ihrem Anblick die Empfindung, daß es ihre Absicht sei, ihm durch stolze Gelassenheit zu imponieren. Mit kühler Freundlichkeit reichte sie ihm die Hand und lud ihn zum Niedersitzen ein.

„Meine Schwester hat mich darauf vorbereitet, daß Sie kommen würden,“ sagte sie, noch ehe er mehr als einen Gruß hatte vorbringen können, „und sie hat mich beauftragt, Ihnen diesen Brief zu übergeben.“

Aufs äußerste erstaunt, betrachtete er das zierliche

Billett, das sie ihm mit spitzen Fingern gereicht hatte. „Ein Brief — von Eva? Ja, was soll das heißen? Ist sie denn nicht mehr hier, daß sie mir persönlich hätte sagen können, was sie mir da schreibt?“

„Doch, sie ist hier. Aber wollen Sie nicht lesen? Ich vermute, daß Sie in dem Briefe die Antwort auf Ihre Frage finden werden.“

Schon der Klang ihrer Rede verriet ihm, was ihm bevorstand, und in wenig rücksichtsvoller Art riß er, bebend vor Erregung, den Umschlag herab.

Eva schrieb ihm:

„Verehrter Herr Doktor!

Es war ein großes Unrecht, dessen ich mich gegen Sie schuldig gemacht habe, und ich fürchte, daß es Ihnen schwer fallen wird, mir zu verzeihen. Als Sie mir heute Ihre Zuneigung zu erkennen gaben, wäre es meine Pflicht gewesen, Ihnen auf der Stelle zu sagen, daß ich nicht mehr berechtigt bin, über meine Person zu verfügen. Ein anderer hat vor Ihnen mein Versprechen erhalten, daß ich ihm als Gattin angehören würde, und es ist mein fester, unwiderruflicher Entschluß, dies Versprechen einzulösen. Zu Ihrer Ehrenhaftigkeit aber hege ich das sichere Vertrauen, daß Sie nach dieser Erklärung nicht versuchen werden, mich in der Erfüllung meiner Pflichten wankend zu machen. Ich bin tief unglücklich in dem beschämenden Bewußtsein, so schlecht vergolten zu haben, was Sie während meiner Krankheit für mich getan, und in der Gewißheit, Ihnen künftig für ein leichtfertiges und verachtungswürdiges Geschöpf zu gelten. Aber es hätte mich in Ihren Augen noch viel verächtlicher machen müssen, wenn ich den Treubruch wirklich begangen hätte, zu dem ich mich heute in einem Augenblick der Verwirrung und des Selbstvergessens versucht fühlte.

Ich werde mich über die Geringschätzung, die Sie jetzt für mich fühlen müssen, nicht beklagen, wenn sie Ihnen dazu verhilft, mich leichter zu vergessen.

Ich bitte Sie, mir nicht zu antworten und Ihnen wie mir die Pein einer nochmaligen Begegnung zu ersparen. Meine Schwester wird bereit sein, Ihnen jede Aufklärung zu geben, auf die Sie nach Lage der Dinge ein Recht haben.

Mit den innigsten Wünschen für ein schöneres und reicheres Lebensglück, als ich es Ihnen zu gewähren vermocht hätte

Eva Lindholm."

Helmut hatte nicht viel Zeit gebraucht, die drei Briefseiten zu überfliegen. Aber wenn Fanni auf einen leidenschaftlichen Ausbruch seiner Enttäuschung vorbereitet gewesen war, so sah sie sich in ihrer Erwartung betrogen. Sein Gesicht war sogar merkwürdig ruhig, als er die Hand mit dem entscheidungsschweren Blatte sinken ließ und seine klaren, durchdringenden Augen zu ihrem Antlitz erhob.

„Das ist natürlich Ihr Werk! Welche Mittel haben Sie angewendet, um dem armen Kinde diese Lüge abzupressen?"

„Ich würde Ihnen jede Antwort auf eine so beleidigende Frage verweigern, wenn ich mir nicht sagte, daß man einem Manne in Ihrer Lage nicht böse sein darf. Eva hat Ihnen übel mitgespielt, das gebe ich ohne weiteres zu, und ich kann zu ihrer Entschuldigung leider nichts anderes geltend machen als ihre von der schweren Krankheit zurückgebliebene Nervosität. Sie selbst hat mir unter heißen Reuetränen erklärt, daß sie unzurechnungsfähig gewesen sein müsse, als sie sich Ihren Liebkosungen überließ."

„So? Das hat sie Ihnen gesagt? Nun, Sie

werden es am Ende begreiflich finden, verehrte Cousine, daß ich es von Eva selbst bestätigt hören möchte, ehe ich daran glaube."

„Ich wiederhole: man darf Ihnen jetzt nicht böse sein. Aber Sie werden sich doch wohl mit meiner Versicherung begnügen müssen und mit dem, was meine Schwester Ihnen geschrieben hat, denn sie will Sie nicht wiedersehen, und ich meine, daß es wenig ritterlich wäre, ihr die Beschämung einer solchen — im Grunde doch auch ganz zwecklosen — Unterredung zuzumuten."

„Was hier ritterlich oder unritterlich ist, dürfen Sie getrost meiner eigenen Entscheidung überlassen, Frau Fanni. Ich weiß nicht, was Sie gegen meine Verbindung mit Ihrer Schwester einzuwenden haben, aber es ist meine feste Überzeugung, daß ihr dieser Brief durch irgendwelche unlauteren Mittel erpreßt worden ist. So unzurechnungsfähig war sie jedenfalls nicht, daß ihr dies angebliche Verlöbnis mit einem anderen erst nach meiner Entfernung wieder hätte in den Sinn kommen sollen."

„Aber fühlen Sie denn nicht selbst, Helmut, wie töricht Ihre Verdächtigung ist? Der Mann, von dem Ihnen Eva in ihrem letzten Briefe spricht, ist doch kein Hirngespinst und kein wesenloser Schatten, und wenn Sie nur eine halbe Stunde früher gekommen wären, hätten Sie sich von ihm selbst bestätigen lassen können, daß wir Ihnen nichts vorlügen. Eva war schon zur Zeit ihres letzten Bühnenengagements die Braut des Herrn v. Lettow. Nur Umstände ganz besonderer Art verboten bisher eine öffentliche Bekanntgabe der Verlobung."

Helmut war aufgefahren. Jetzt zum ersten Male verließ ihn für einen Moment seine bisherige Gelassen-

heit. „Wie? An diesen Roué soll sie verkuppelt werden, an diesen gewissenlosen Wüstling und Frauenjäger? Sie können im Ernst daran glauben, daß ich das geschehen lassen würde?“

„Ich wüßte wahrhaftig kaum, was Sie dagegen unternehmen könnten, und ich rate Ihnen dringend, in Ihren Äußerungen über den Rittmeister etwas vorsichtiger zu sein. Mir scheint, er ist ohnedies nicht sehr gut auf Sie zu sprechen.“

„Weil ich seinem Verkehr mit Ihnen ein Ende machen wollte — nicht wahr?“

„Jetzt beleidigen Sie mich wirklich, Herr Doktor,“ sagte sie hoheitsvoll, „und es ist gut, daß niemand außer mir diese Worte gehört hat. Ich habe es wohl bemerkt, mit welchen Augen Sie die freundschaftlichen Besuche des Herrn v. Lettow in unserem Hause ansahen, aber Sie konnten doch wohl nicht erwarten, daß ich mich dazu herbeilassen würde, mich vor Ihnen zu rechtfertigen. Daß Sie noch heute, nachdem Sie die eigentliche und alleinige Veranlassung dieser Besuche kennen, eine abscheuliche Verdächtigung daran zu knüpfen wagen, hatte ich allerdings nicht erwartet.“

Sie hatte den Ton des in seiner Frauenehre beleidigten Weibes sehr gut getroffen, und ihre stolze Sicherheit verfehlte die beabsichtigte Wirkung auf Helmut nicht. Vielleicht war es ja wirklich alles Wahrheit, was sie ihm da sagte. Hatte doch auch Lettow ihm unzweideutig erklärt, daß er nicht ihretwegen, sondern um Evas willen hierher gekommen sei, und hatte er doch im Grunde keinen anderen Anlaß gehabt, an der Aufrichtigkeit dieser Versicherung zu zweifeln, als jenes allgemeine Mißtrauen, das Fannis Geständnis ihrer einstigen Beziehungen zu dem Rittmeister in ihm wachgerufen. Wenn er damit im Irrtum gewesen war,

konnte er die dreiste Sicherheit Lettows allerdings besser begreifen als bisher. Zugleich aber mußte seine Hoffnung, daß man ihn jetzt nur durch ein plumpes Scheinmanöver von dem geliebten Mädchen trennen wolle, kläglich zusammenbrechen.

„Und warum, wenn sie schon vor ihrer Erkrankung heimlich mit ihm verlobt gewesen war, warum hat Eva dann nicht ein einziges Mal den Namen des Herrn v. Lettow über die Lippen gebracht? Warum, da sie doch ihren Verlobten in unmittelbarer Nähe wußte, fühlte sie sich so namenlos unglücklich in dieser Stadt und in diesem Hause? Wie konnte sie unter diesen Umständen auf den Gedanken kommen, heimlich von hier zu entfliehen?“

Fanni hatte sich in dem Sessel zurückgelehnt und betrachtete sehr angelegentlich die wohlgepflegten, rosigen Nägel ihrer im Schoße gefalteten Finger. „Das sind Fragen, auf die ich Ihnen nicht antworten könnte, ohne Dinge zu berühren, die ich aus Rücksicht auf Eva wohl nicht ohne ihr Einverständnis preisgeben darf. Jetzt, da Sie den Gedanken an eine Verbindung mit meiner Schwester doch wohl aufgegeben haben, können auch ihre Vergangenheit und die Natur ihrer Beziehungen zu Herrn v. Lettow kaum noch ein Interesse für Sie haben.“

„O, darin irren Sie denn doch ganz gewaltig. Wie viel Wahres auch immer an der Geschichte von dieser sonderbaren Verlobung sein mag — daß sie für Eva nicht einmal nach ihrem eigenen Empfinden ein Glück bedeutet, ist doch ganz gewiß, und es gibt nichts auf der Welt, das vorläufig noch ein größeres Interesse für mich hätte, als das Glück Ihrer Schwester. Die Auskunft, die Sie mir verweigern, werde ich mir also von Eva selbst oder, wenn es nicht anders sein kann,

von dem Herrn Rittmeister v. Lettow zu verschaffen wissen."

„Sie werden Sie weder von ihr noch von ihm erhalten, und wenn Sie nicht etwa den Wunsch hegen, für die erlittene Täuschung unedle Rache an meiner armen Schwester zu üben, sollten Sie schon um Evas willen auf alle weiteren Nachforschungen verzichten. Vielleicht genügt es Ihnen, von mir zu hören, daß sie auch dann nicht daran denken dürfte, ihre Beziehungen zu Herrn v. Lettow zu lösen, wenn ihr Herz sie heute nicht mehr zu ihm zöge. Sie verstehen mich — nicht wahr?"

Es war wie der Widerschein einer Flamme über Helmuts Gesicht geschlagen, und ehe er antworten konnte, mußte er etwas hinabwürgen, das ihm plötzlich wie ein fremder Körper im Halse saß.

„Nein, das verstehe ich nicht, denn wenn es so gemeint wäre, wie jeder andere es verstehen müßte, so wäre es eine — eine schändliche Lüge."

Er war längst von seinem Stuhle aufgesprungen; nun aber erhob sich auch Fanni mit der Miene einer gekränkten Königin aus ihrem Sessel.

„Da Sie mich eine Lügnerin schelten, darf ich wohl nicht länger mit der ganzen Wahrheit zurückhalten. Sie müßten ja auch jedes ritterlichen Ehrgefühls bar sein, wenn Sie davon Gebrauch machen könnten. Meine Schwester stand seit dem Beginn ihres letzten Engagements in Beziehungen zu Herrn v. Lettow, dessen Freigebigkeit sie vor Not und Sorge bewahrte. Daß diese Beziehungen endlich das Gerede der Leute herausforderten, konnte er nicht verhindern, und in einem Anfall von Verzweiflung über den drohenden Verlust ihres guten Rufes flüchtete Eva hierher — vielleicht weil sie es für undenkbar hielt, daß der vornehme Ka-

valier sich entschließen könnte, ihre Ehre durch eine Heirat wiederherzustellen. Bis zum heutigen Tage noch mag sie daran gezweifelt haben, und Sie werden in diesem Zweifel nun vielleicht endlich die Erklärung für ihr Benehmen finden. Glauben Sie nun noch immer, Herr Doktor, daß Sie meiner Schwester einen Dienst erweisen würden, wenn Sie versuchten, ihre Verheiratung mit Lettow zu hintertreiben?"

Sie war sich über die Tollkühnheit des Spieles, das sie da wagte, völlig im klaren, aber es war ihr eiserner Entschluß gewesen, zwischen Helmut und Eva einen Abgrund aufzureißen, über den hinweg es keine Vereinigung mehr gab, und es war nicht ihre Art, auf halbem Wege stehen zu bleiben. Wenn nur ein äußerstes Mittel sie zum Ziele führen konnte, so mußte sie eben unbedenklich zu diesem äußersten greifen. So weit kannte sie ja auch den Mann, der da vor ihr stand, um wenigstens seiner Verschwiegenheit gewiß zu sein, und in echter Frauenlogik beschwichtigte sie ihr Gewissen mit dem Gedanken, daß ja doch auch nicht alles Lüge gewesen sei, was sie gesprochen.

Helmut Eggers hatte sie nicht unterbrochen. Er war nur ein paarmal mit den Fingern hinter seinen Halskragen gefahren, als sei der ihm plötzlich zu eng geworden, und nun, da sie zu Ende war, stand er wohl noch eine Minute lang stumm, mit fest zusammengebissenen Zähnen und einer scharfen, tiefeingeschnittenen Falte zwischen den Brauen.

Dann griff er plötzlich in hastiger Bewegung nach seinem Hute. „Nein!" stieß er hervor. „Sie dürfen Ihre Schwester beruhigen. Ich werde so wenig etwas Derartiges unternehmen, als ich sie noch einmal durch meinen Anblick in Verlegenheit setzen werde. Ihrem Freunde, dem Herrn Rittmeister, aber mögen Sie von

mir sagen, daß ich ihn übermorgen auf offener Straße wie einen Buben züchtigen werde, wenn ich nicht morgen aus dem Munde Ihres Gatten die Bestätigung seines öffentlichen Verlöbnisses mit Fräulein Eva Lindholm erhalte. Vergessen Sie das ja nicht, denn, so wahr ich lebe: ich halte Wort!"

Er stürzte hinaus, ohne die Frau, die ihm erbarmungslos diese tödlichste Wunde geschlagen, auch nur eines Grußes zu würdigen.

Dreizehntes Kapitel.

Helmut Eggers hatte sich kaum ein Dutzend Schritte von dem Hause des Baumeisters entfernt, als er sich von einer scharf und hart klingenden Stimme bei seinem Vornamen angerufen hörte. Er wandte den Kopf und sah seine Mutter vor sich stehen, kerzengerade und mit der strengsten Miene, die sie ihrem ohnehin so energischen Matronengesicht zu geben vermochte.

„Es ist heute schon das zweite Mal, daß ich dich von dorther kommen sehe," sagte sie. „Hat man in Rudolfs Familie den Arzt neuerdings wieder so dringend nötig, daß du dir vorhin nicht einmal Zeit lassen konntest, deine Mutter zu begrüßen, ehe du direkt vom Bahnhofe aus zu der Frau Baumeister eiltest?"

Niemals war Helmut weniger dazu gestimmt gewesen, sich gleich einem Knaben verhören zu lassen, als in diesem Augenblick, und schroffer noch, als die Frage gewesen war, klang seine Erwiderung: „Wenn ich es tat, werde ich wohl auch meine Gründe dafür gehabt haben, Mutter! Ich bin niemand Rechenschaft schuldig, und ich dulde nicht, daß man mir nachspioniert. Laß dir das, bitte, ein für allemal gesagt sein, wenn dir daran liegt, daß wir in Frieden weiterleben."

„Mir liegt vor allem daran, daß mein Sohn in Ehren lebt, und solange ich noch über zwei sehende Augen gebiete, werde ich sie auch offen halten — allen Drohungen zum Trotz! Es ist das letzte Mal, daß ich dich warne, Helmut! Das nächste Mal wird es ein anderer sein, der meine Warnung vernimmt.“

Er hätte sie ja mit einem einzigen Wort über ihren Irrtum aufklären können, aber er befand sich nicht in der Laune, dieser harten Frau, gegen die er augenblicklich beinahe etwas wie Abneigung empfand, sein blutendes Herz zu zeigen. Am Nachmittag freilich, als er voll überschwenglichen Glücksgefühls nach Hause zurückgekehrt war, hatte er nur schwer der Versuchung widerstanden, ihr alles zu offenbaren, und es wäre sicherlich geschehen, wenn er sie gleich bei der Heimkunft angetroffen hätte. Aber die Stadträtin war erst eine halbe Stunde später gekommen, und sie hatte seine Begrüßung mit so eisiger Kälte erwidert, daß er die Mitteilung seines Verlöbnisses mit der ehemaligen Operettensängerin doch lieber auf einen günstigeren Moment verschieben wollte. Er hatte den unvermeidlichen Kampf gegen die starren Vorurteile seiner Mutter nicht gerade gefürchtet, denn er war ja felsenfest entschlossen gewesen, diesen Vorurteilen keinen Einfluß auf seine Handlungen einzuräumen, aber er hatte sich die ersten Stunden seiner jungen Glückseligkeit nicht durch ein häßliches Gezänk verbittern lassen wollen, und er hatte des für sein Leben so bedeutsamen Ereignisses deshalb mit keinem Worte Erwähnung getan.

Nun, da alle seine Träume verflogen, alle seine Luftschlösser zusammengebrochen waren, gab es für ihn um so weniger einen Anlaß, derartige Erörterungen herbeizuführen. Mochte seine Mutter immerhin noch für eine Weile an dem Wahn festhalten, daß es Frau

Fanni sei, die ihn nach dem Hause des Baumeisters zog, die Aufklärung, die er ihr in diesem Augenblick nicht geben konnte, erfolgte wohl auch morgen oder übermorgen noch immer früh genug.

So verzichtete er auf jede Erwiderung und lüftete nur grüßend den Hut. „Adieu, Mutter! Wir sprechen darüber wohl ein anderes Mal. Jetzt möchte ich noch nach einem Kranken sehen.“

Sie ließ ihn gehen; aber Helmut würde es doch vielleicht vorgezogen haben, ihren Irrtum wenigstens durch eine kurze Versicherung zu zerstören, wenn er den Blick gesehen hätte, mit dem sie ihm nachschaute, und die drohende Geberde, mit der sie sich dann, als er ihr hinter der nächsten Straßenkrümmung entschwunden war, nach dem Hause des Baumeisters zurückwandte.

— — — — — — — — — — — —

Während des nächsten Tages begegneten Mutter und Sohn sich überhaupt nicht, nicht einmal bei Tische, denn Helmut war gleich nach der Sprechstunde zu einer Wöchnerin gerufen worden, und wenn es sich auch nur um einen Fall aus der Armenpraxis handelte, opferte er angesichts der augenscheinlichen Gefahr, in der sich die Frau befand, seine Zeit und seine Kräfte doch nicht weniger hingebend, als wäre es die Gemahlin eines Fürsten, an deren Lager er saß.

Die abendliche Dunkelheit war längst hereingebrochen, als er die armselige Arbeiterwohnung endlich mit dem Bewußtsein verlassen durfte, seine ärztlichen und menschlichen Pflichten bis auf den letzten Rest erfüllt zu haben. Aber die vielstündige Anspannung der Nerven nach einer fast schlaflos verbrachten Nacht hatte ihn in hohem Maße erschöpft, und da er sich erst jetzt erinnerte, seit dem frühen Morgen nichts mehr genossen zu haben, trat er in eine der an seinem Wege gelegenen Restau-

rationen ein, um ein Glas Wein und einen leichten Imbiß zu nehmen.

Es war ein bitterkalter Abend, und der Schnee, der in ganz feinen, kristallisch glitzernden Flöckchen fiel, knirschte unter den Schritten der wenigen, von dem scharfen Frostwind zu größtmöglicher Eile angetriebenen Straßenpassanten. Um der lästigen Ofenglut in dem überheizten Lokal zu entrinnen, hatte Helmut seinen Platz in dem kleinen, erkerartigen Fensterausbau gewählt, der ihm gestattete, die Straße nach beiden Seiten hin so weit zu übersehen, als die allerdings recht beschränkte Lichtsphäre der nächsten Laternen reichte.

Ganz in seine schmerzlichen Gedanken verloren, starrte er ohne jedes Interesse in das weißliche Helldunkel des schneeigen Winterabends hinaus. Mechanisch folgten seine Augen den Vorübergehenden, ohne daß ihm auch nur bis in die nächste Minute hinein eine Erinnerung an sie geblieben wäre, und der Bratenduft des Gerichtes, das der Kellner nach einer Weile vor ihm niedersetzte, war ihm so unerträglich, daß er die Platte unangerührt beiseite schob und sich begnügte, rasch nacheinander in hastigen Zügen ein paar Gläser Wein zu leeren.

Eben hatte er sich auch den Rest der Flasche einschenken wollen, als sein zufällig wieder auf die Straße hinausirrender Blick durch eine Erscheinung festgehalten wurde, deren Eigenart für den Moment seine Teilnahmlosigkeit besiegte.

Auf der anderen Seite der Straße kam sie daher, sich immer dicht an den Mauern der Häuser haltend, und so langsam, als fiele es ihr schwer, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Ihr Gesicht hätte Helmut wohl auch dann nicht erkennen können, wenn die Beleuchtung besser und die Entfernung geringer gewesen wäre, denn

es war fast ganz von dem hellfarbigen Tuche verhüllt, das sie um Kopf und Hals geschlungen hatte. Nach der Umrißlinie ihrer Gestalt aber und nach dem, was er von der Art ihrer Kleidung erspähen konnte, mußte er sie wohl für ein junges Mädchen aus den besseren Ständen halten.

Der Eindruck, den er von ihrem Äußeren empfing, war ganz unbestimmt, und er sah nichts, was ihn an Eva Lindholm hätte erinnern müssen, und doch war der erste Gedanke, der ihn beim Anblick jenes weiblichen Wesens durch den Kopf fuhr, die Vermutung, daß sie es sei, die sich dort so mühselig an den feuchtkalten Hauswänden dahinschleppte.

Wäre es seine Art gewesen, unbedenklich dem ersten Impulse zu folgen, so würde er aufgesprungen und auf die Straße hinausgeeilt sein, um sich zu überzeugen, ob jenes instinktive Gefühl ihn nicht betrogen. Aber er war gewohnt, sich zu beherrschen und dem kühl abwägenden Verstand die Entscheidung über seine Handlungen anheimzugeben, sofern nicht etwa eine elementare Aufwallung der Leidenschaft die Herrschaft an sich riß, und sein Verstand sagte ihm, daß jene Vermutung eine ganz unsinnige und durch nichts begründete sei.

Wie auch immer Eva Lindholms Empfindungen heute, am Tage ihrer offiziellen Verlobung, sein mochten, daß sie am Abend dieses Tages nicht hier draußen im abgelegenen Arbeiterviertel umherirren würde, war doch wohl gewiß. Nur weil er noch nicht stark genug war, seine Gedanken von diesem Mädchen loszureißen, hatte die langsame Fortbewegung irgend eines kranken oder gebrechlichen Geschöpfes, das schließlich ebensowohl eine hinfällige Alte wie ein junges Mädchen sein konnte, für Helmut genügt, ihm Evas holde Gestalt vorzutäu-

schen. Und er hatte wahrlich Grund genug, sich solcher törichten Schwäche zu schämen.

Denn was ihm Fanni gestern abend gesagt hatte, war lautere Wahrheit gewesen. Er zweifelte nicht mehr daran, seitdem er am Vormittag, da er sich eben anschickte, dem Rufe zu der Wöchnerin Folge zu leisten, durch den Bureaudiener des Baumeisters die gestern geforderte Mitteilung erhalten hatte. Das Brieschen knisterte noch bei jeder Bewegung in seiner Brusttasche, und er wußte seinen Inhalt auswendig, obwohl er es nur ein einziges Mal überflogen hatte.

„Auf den besonderen Wunsch meiner lieben Frau," hatte Rudolf Eggers geschrieben, „sollst Du der erste sein, der von der eben erfolgten Verlobung ihrer Schwester Eva mit unserem liebenswürdigen Freunde, dem Rittmeister a. D. Egon v. Lettow, Kenntnis erhält. Es scheint, daß es sich dabei um ein von langer Hand abgekartetes Spiel gehandelt hat. Für mich kurzsichtigen Menschen aber war es eine vollständige und, wie Du Dir denken kannst, sehr freudige Überraschung. Eine bessere Lösung hätten die fatalen Wirrnisse der letzten Zeit wirklich nicht finden können, und auch Fanni ist natürlich sehr glücklich. Alles weitere mündlich; denn wir sehen uns doch wohl heute oder morgen?

In alter Kameradschaft Dein getreuer Vetter

Rudolf."

Die Braut des Herrn v. Lettow hatte keinen Anlaß mehr, vor ihrer Schande in Nacht und Frost hinauszufliehen. Das arme Wesen da draußen, das wankend irgend einem vielleicht noch fernen Ziele zustrebte, mochte eine Unglückliche und Hilfsbedürftige sein, die seinen Beistand vielleicht dankbar angenommen hätte. Aber weil er sie eine Sekunde lang für Eva Lindholm gehalten, fühlte Helmut jetzt beinahe etwas wie Haß gegen

sie und verfolgte sie, ohne sich von seinem Platze zu rühren, mit einem finsteren, erbarmungslosen Blick.

Für einen Moment, da der Lichtschein eines erhellten Schaufensters auf sie fiel, sah er, daß sie ein kurzes, pelzbesetztes Jakett und einen Rock von jener grauen Farbe anhatte, wie sie für diesen Winter besonders in Mode war. Dann gewahrte er nur noch, wie sie nach einem kurzen Verweilen der Ermattung oder der Unentschlossenheit in die nach dem Flusse hinabführende Seilergasse einbog. Als wäre es ihm mit einem Male unerträglich geworden, hier zu sitzen, sprang er fast im nämlichen Augenblick auf, um seine Zeche zu berichtigen und eilig das Lokal zu verlassen.

Sein Heimweg führte ihn in die der Seilergasse entgegengesetzte Richtung, und er sah das Mädchen nicht wieder. Aber die Erinnerung an die zarte Gestalt in dem knappen Pelzjäckchen ließ ihn nicht wieder los, auch als er längst in der Stille seines Studierzimmers saß und sich mit dem Aufgebot seiner ganzen Energie bemühte, seinen Geist in den verwickelten Gedankengang des Werkes zu zwingen, das er aufs Geratewohl aus dem Bücherschrank gegriffen hatte.

Es mußte schon nahe an neun Uhr sein, als ihm eines der Mädchen meldete, es sei eine Dame da, die den Herrn Doktor dringend sprechen wollte. Helmut befahl, sie hereinzuführen, und sah eine vermummte weibliche Gestalt in einem langen, karrierten Radmantel, wie ihn hier in der Stadt die Dienstmädchen zu tragen pflegten, über die Schwelle treten. Von ihrem Gesicht war in der Umhüllung überhaupt nichts zu sehen als ein Paar auffallend große Augen, deren seltsames Glitzern den jungen Arzt auf die Vermutung brachte, daß die Frau nicht gekommen sei, ihn an ein Krankenbett zu rufen, sondern daß er in ihr selbst die Patientin vor sich habe.

Es befremdete ihn, daß sie ohne Gruß neben der Tür stehen blieb, und mit der ruhigen Freundlichkeit, die er immer seinen Kranken gegenüber hatte, fragte er nach ihrem Begehr.

Da kam es aus der Vermummung hervor: „Verschließen Sie die Tür, Helmut, daß niemand uns überrascht! Ich wäre verloren, wenn Ihre Mutter etwas von meinem Hiersein bemerkte.“

In höchster Bestürzung war er emporgefahren. „Fanni? Sie? Um des Himmels willen, was ist geschehen?“

„Verschließen Sie die Tür,“ beharrte sie, „ich vergehe sonst vor Angst, daß man mich hier bei Ihnen findet.“

Er leistete ihrem Verlangen Folge und schob den Riegel vor. Und als fühlte sie sich nun mit einem Male völlig sicher, riß Fanni das dicke, flockige Tuch herab, das ihren Kopf verhüllt hatte, und löste mit raschen Griffen die ihre Brust beengenden Knöpfe des häßlichen Mantels.

„Ach, Gott sei Dank! Ich glaubte fast zu ersticken. — Was geschehen ist? Sie wissen es also nicht? Eva hält sich nicht bei Ihnen versteckt? Sie ist nicht hier gewesen? Und sie hat Ihnen auch nicht geschrieben?“

Vergessend, daß er ein Weib vor sich habe, packte Helmut mit dem Griff des Entsetzens ihr Handgelenk. „Was sagen Sie da? Eva ist fort? Entflohen? Bei ihrer Schwäche? Und ganz allein?“

„Sie muß den Verstand verloren haben, die Unglückselige! O, daß ich sie doch niemals hätte über meine Schwelle kommen lassen!“

„Seit wann ist sie fort? Wann haben Sie ihre Abwesenheit zuerst bemerkt?“

„Vor einer halben Stunde, als Lettow der Verabredung gemäß kam, um ihr persönlich den Verlobungsring an den Finger zu stecken. Es hatte nach der gestrigen Abrede schon am Mittag geschehen sollen, aber unter dem Vorwande, daß sie noch ein paar Stunden schlafen wolle, hatte Eva um Aufschub bis zum Abend gebeten. Als ich um fünf Uhr an ihre Zimmertür klopfte, war sie noch da und gab mir auf meine Frage nach ihrem Befinden eine ganz heiter klingende Antwort. Bald nachher muß sie sich entfernt haben; aber niemand hat gesehen, wie sie das Haus verließ.“

„Und sie hat nichts zurückgelassen? Keinen Brief? Keine Andeutung darüber, wohin sie sich zu wenden beabsichtige?“

„Nichts! Sie hat auch nichts mitgenommen als die Kleider, die sie auf dem Leibe trägt — nicht einmal ihre Reisetasche und ihr Portemonnaie.“

Helmut drückte beide Fäuste gegen die Schläfen. „Barmherziger Gott — wenn sie es gewesen wäre! Wenn ich sie mit einem Zuruf und mit wenig Schritten hätte erreichen können! — Wissen Sie, welche Kleidung Ihre Schwester anhatte? Trug sie ein kurzes, mit Pelzwerk eingefaßtes Jäckchen und einen grauen, fußfreien Rock?“

„Ja — ja! Sie haben sie also gesehen? O, sprechen Sie, wo — wo? Dann ist ja noch Hoffnung, daß wir sie finden.“

Aber Helmut schüttelte den Kopf und starrte mit verzweifeltem Blick vor sich hin. „Nein, es ist keine Hoffnung mehr — denn der Weg, auf dem ich sie vor einer langen Zeit, vor mehr als anderthalb Stunden vielleicht, gesehen habe, war der Weg zum Flusse.“

Fanni fuhr zusammen; aber fast im nämlichen Moment schon hatte sie das Grauen wieder abgeschüttelt,

das seine Worte in ihr hervorgerufen. „Was Sie da vermuten, ist eine grundlose Befürchtung. Eva ist eine viel zu schwache Natur, als daß sie jemals den Mut aufbrächte, sich das Leben zu nehmen. Ich bin ganz sicher, daß sie ziellos umherirrt, und daß man sie aufgreifen wird, bevor ihr ein Leid geschehen ist. — Aber was beabsichtigen Sie denn, Helmut? Sie wollen doch nicht fort, wollen mich doch nicht jetzt verlassen?"

Er war schon an der Tür, und indem er sich nach ihr umwandte, maß er sie vom Kopf bis zu den Füßen mit einem zornfunkelnden Blick. „Natürlich will ich fort, Ihre unglückliche Schwester zu suchen, und lebend oder tot — ich werde sie finden. Aber ich werde auch hinter die Schändlichkeiten kommen, die an ihr verübt worden sind, und dann gnade Gott denen, die die Verantwortung trifft!"

Er streckte die Hand nach dem Riegel aus, aber die Gattin des Baumeisters versperrte ihm den Weg.

„Nicht mich trifft sie, Helmut — nicht mich! Ich bin ja das unglücklichste Wesen auf der Welt, und ohne Ihren Schutz bin ich verloren."

„Ohne meinen Schutz? Gegen wen denn soll ich Sie schützen?"

„Vor dem Zorn meines Mannes, der mich töten wird, wenn jener Schurke seine Drohung ausführt, mich an ihn zu verraten."

„Von wem reden Sie? Von Ihrem Freunde Lettow, dem angeblichen Verlobten Ihrer Schwester?"

„Ja — von wem anders als von ihm? Er ist außer sich vor Wut über Evas Flucht, und er hält sich überzeugt, daß sie nicht anders als mit meiner Hilfe erfolgt sein könne. Er hat mir gestern abend die Briefe zurückgegeben, die ich ihm einst geschrieben. Das gereut ihn jetzt, denn er glaubt dabei das Opfer eines

schlau angelegten Betruges geworden zu sein, und ich kenne ihn zur Genüge, um zu wissen, wessen man sich von ihm zu versehen hat, wenn er sich hintergangen wähnt."

„Was kümmert das alles mich?" fiel er ihr hart in die Rede. „Was gibt mir das Recht oder gar die Pflicht, mich in Ihre ehelichen Angelegenheiten einzumischen?"

Fanni wollte antworten, aber der Klang der Haustürglocke, die in diesem Augenblick anschlug, ließ sie in heftigem Erschrecken aufhorchen, und ihre glühenden Wangen wurden weiß wie Kalk, als sie die Stimme erkannte, die unten nach dem Doktor fragte.

„Allbarmherziger Gott — das ist mein Mann! Wenn Sie mich nicht irgendwo verstecken, Helmut, springe ich aus dem Fenster. Er darf mich jetzt nicht finden."

Mit finsterer Miene öffnete Helmut die Tür des Nebengemaches. „So treten Sie dort hinein!" befahl er kurz. „Ich werde Rudolf sehr rasch abfertigen, denn ich habe jetzt keine Zeit mit seinen oder mit Ihren Angelegenheiten zu verlieren."

Er hatte kaum die Tür hinter ihr geschlossen, als das Klopfen des Baumeisters vernehmlich wurde. Mit etwas erregter Miene zwar, doch keineswegs wie ein vor Eifersucht schäumender Othello trat er ins Zimmer.

„Guten Abend, Helmut! Entschuldige den Überfall, aber bei uns ist etwas Unbegreifliches geschehen. Eigentlich glaubte ich, meine Frau hier zu finden, denn ich weiß gar nicht, wo ich sie sonst suchen soll. Aber ich sehe, daß sie nicht da ist. Oder ist sie vielleicht bei deiner Mutter?"

„Nein! Sie ist weder bei meiner Mutter noch bei mir. — Was ist das Unbegreifliche, das bei euch geschah?"

„Ja, denke nur: Eva ist fort — heimlich entflohen — heute am Tage ihrer Verlobung! Hat man je so etwas erlebt? Ich erfuhr es eben, als ich nach Hause kam, von dem Mädchen, das sie während ihrer Krankheit gepflegt hat. Der Rittmeister soll bei der Entdeckung natürlich außer sich gewesen sein und getobt haben wie ein Verrückter. Wo in aller Welt soll man nun dies überspannte Mädchen suchen?“

„Wir wollen sie gemeinsam suchen, Rudolf, und wir wollen keine kostbare Minute mehr mit leerem Geschwätz verlieren. Wir kommen ja wahrscheinlich trotzdem viel zu spät.“

„Was sagst du? Du erschreckst mich! Glaubst du denn, daß sie — daß sie sich ein Leid angetan haben könnte? Heute — am Tage ihrer Verlobung?“

„Ja, das glaube ich, denn vor beiläufig zwei Stunden habe ich sie gesehen — unten in der Vorstadt — auf dem Wege zum Flusse. Damals war ich meiner Sache nicht gewiß, sonst würde ich sie natürlich angehalten haben. Jetzt aber weiß ich, daß es keine andere gewesen sein kann als sie.“

„Herr im Himmel — das wäre ja fürchterlich — ein Skandal, der mich hier für alle Zukunft einfach unmöglich machen würde! Selbstverständlich müssen wir sofort alle Hebel in Bewegung setzen, sie zu finden. Es ist sehr freundschaftlich, Helmut, daß du mir dabei behilflich sein willst — ich werde dir das nicht vergessen. Wenn ich nur wüßte, wo Fanni steckt! Sie, die es ja eigentlich am nächsten angeht, hätte uns doch vielleicht irgendwie behilflich sein können.“

Daß sich hinter ihnen die Tür des Studierzimmers noch einmal geöffnet hatte, war in der raschen Rede und Gegenrede ihrer lebhaft geführten Unterhaltung keinem von ihnen bemerkbar geworden, und es wirkte

deshalb als eine um so gewaltigere Überraschung, da nun plötzlich als Erwiderung auf die letzten Worte des Baumeisters eine harte Frauenstimme in ihr Gespräch hineintönte.

„Du willst wissen, wo deine Frau ist, Rudolf! Da drinnen ist sie! Ich habe sie trotz ihrer Verkleidung erkannt, als sie sich vorhin zu meinem Sohne schlich, und da sie noch nicht wieder heruntergekommen ist, kann er sie nur dort in jenem Zimmer versteckt haben.“

Rudolf Eggers sah von der Stadträtin auf Helmut, der stumm und mit zusammengepreßten Lippen dastand, und plötzlich füllten sich die an seinen Schläfen sichtbaren Arterien zu dicken, blauroten Strängen.

„Möchtest du dich nicht gefälligst darauf äußern, Helmut?“ sagte er dumpf. „Oder möchtest du nicht der Einfachheit halber die Tür jenes Zimmers öffnen, um zu beweisen, daß deine Mutter die Unwahrheit gesprochen hat.“

Der junge Arzt tat ein paar Schritte nach der Seite das Nebengemaches hin, wie um den Eingang mit seinem Leibe zu decken.

„Du hast keinen Anlaß, dich aufzuregen, Rudolf. Laß uns jetzt an das Wichtigere denken und Eva suchen. Ich stehe dir unterwegs mit jeder gewünschten Aufklärung zu Diensten.“

Auf dem Gesicht des Baumeisters war während der letzten Sekunden eine unheimliche Veränderung vorgegangen. Seine Züge waren verzerrt, sein weit vorgeschobener Unterkiefer zitterte wie in einem Krampf, und das Weiße in seinen Augen war plötzlich von einem Netz feiner roter Äderchen durchzogen. „Gib mir den Weg frei!“ knirschte er. „Da du dich weigerst, jenes Zimmer zu öffnen, muß ich es wohl selbst tun.“

Der junge Arzt hatte sich hoch aufgerichtet. Abwehrend streckte er dem auf ihn Eindringenden den Arm entgegen. „Keinen Schritt weiter, Rudolf! Wir sind hier in meinem Hause, und ich verlange von dir wie von jedem anderen, daß man mein Hausrecht respektiert.“

Den Baumeister aber packte diesem ruhig entschiedenen Widerstand gegenüber eine unsinnige Raserei leidenschaftlichster Wut. „Glaubst du mich einzuschüchtern, ehrloser Bube! Fort da, sage ich! Oder, beim allmächtigen Gott, ich brauche Gewalt.“

Da Helmut sich nicht von der Stelle rührte, warf er sich jetzt wirklich auf ihn, um ihn beiseite zu schleudern, aber er hatte die Kraft unterschätzt, die der andere ihm entgegensetzen konnte. Ein kurzes Ringen nur, dann taumelte der Baumeister bis in die Mitte des Zimmers zurück.

„So komm doch zur Vernunft!“ rief ihm Helmut zu. „Du bist ja von Sinnen. Mein Ehrenwort darauf: ich habe nichts mit deinem Weibe zu schaffen.“

Starr wie eine Bildsäule war die Stadträtin den Vorgängen gefolgt, die sich da mit Blitzesschnelle vor ihren Augen abgespielt hatten. Jetzt erst schien sie sich bewußt zu werden, welches Unheil sie heraufbeschworen hatte, und im Bewußtsein ihrer Autorität, der bisher noch niemand den Respekt versagt hatte, trat sie zwischen die beiden Männer.

„Geh nach Hause, Rudolf!“ befahl sie. „Ich verbürge mich dafür, daß deine Frau binnen einer Viertelstunde nicht mehr hier sein wird.“

Aber sie mußte es zum ersten Male erleben, daß ihre gebieterische Macht sogar einem Mitgliede ihrer Familie gegenüber versagte. Der sonst so ruhige und beherrschte Baumeister mußte wirklich den Verstand verloren haben,

daß er ihr mit schäumendem Munde und mit fast unverständlichen, stammelnden Lauten zurief: „Hinweg — ihr beide! Hier bin ich in meinem Recht — ich allein! Und wenn der da es nicht anders haben will — hier — damit werde ich mir wohl meinen Weg erzwingen.“

Er hatte in die Tasche gegriffen, und mit fassungslosem Entsetzen sah die Stadträtin etwas metallisch Blinkendes in seiner Rechten. Mit einem schrillen Aufschrei wich sie zurück.

„Zu Hilfe! Er ist wahnsinnig! Zu Hilfe! Er will meinen Sohn erschießen.“

Helmut stand unbeweglich, das Auge fest und ruhig auf seinen Angreifer gerichtet. „Schieß in Gottes Namen, Rudolf, wenn du den Mut hast, einen sinnlosen Mord zu begehen.“

Aber noch ehe er das letzte Wort gesprochen, wurde die Tür des Nebengemaches aufgerissen, und geisterbleich, mit einem bis zur Unkenntlichkeit verzerrten Gesicht, warf sich Fanni ihrem Mann zu Füßen.

„Erbarmen, Rudolf! Niemand ist schuldig als ich. Töte mich, wenn du ein Opfer haben willst, aber nicht ihn, der sich nie mit einem Wort oder mit einem Gedanken gegen dich vergangen!“

Der Baumeister hatte die Hand mit der Waffe wie zum Schlage erhoben, aber als er dem knieenden Weibe in das verstörte Gesicht sah, ließ er sie wieder sinken.

„Steh auf! Ich werde mich nicht an dir vergreifen. Der dort nur ist es, mit dem ich zu tun habe.“

Aber sie rutschte ihm, der wie vor etwas Widerwärtigem vor ihr zurückgewichen war, auf den Knieen nach und umklammerte mit beiden Händen seine herabhängende Linke.

„Höre mich, Rudolf — ich flehe dich an: höre mich! Ich will ja alles bekennen. Ich hatte einen Meineid

geschworen, als ich dir versicherte, daß ich nie einem anderen Manne angehört habe als dir. Es war der Rittmeister, dem meine erste Liebe gehört hatte. Aber als ich dich kennen lernte, war zwischen ihm und mir längst alles zu Ende. Nach dem Tage, da ich dir mein Jawort gab, trifft mich kein Vorwurf. Du sollst mich zertreten wie ein giftiges Tier, wenn ich dich jetzt belüge."

Rudolf Eggers lachte schneidend auf und stieß sie brutal zurück. „Wahrhaftig — du hast Anspruch darauf, daß ich dir glaube — — du Komödiantin!"

Aber sie ließ sich nicht einschüchtern. Die Angst um Helmut, dessen Leben sie von ihrem Manne bedroht sah, gab ihr einen Mut aufopfernder Wahrhaftigkeit, dessen sie selber sich wohl nimmer fähig geglaubt hätte. In hastigen, überstürzten Worten, zusammenhanglos, doch für die, welche sie hörten, immerhin verständlich genug, beichtete sie ihre ganze Schuld. Ja, es kam während dieses Bekenntnisses über sie schließlich wie ein Paroxysmus der Selbstvernichtung, sie gab alles preis, alles — auch das, was niemand von ihr erwartet und gefordert hätte.

„Ich habe Helmut belogen, wie ich dich belogen habe," stammelte sie. „Weil ich ihn Eva nicht gönnte und weil ich vor Lettows Rache zitterte, habe ich sie und ihn und euch alle betrogen. Ich habe es als ein Opfer der Schwesterliebe von ihr verlangt, daß sie sich dem ungeliebten Manne zu eigen gebe — ich habe sie durch abscheuliche Mittel gezwungen, Ihnen blutenden Herzens den Abschiedsbrief zu schreiben, Helmut — und ich habe sie schändlich verleumdet, indem ich dann Ihnen gegenüber ihre Reinheit verdächtigte. Es war alles, alles Lüge! Wahrheit ist nur das eine, daß sie bis heute unschuldig und unberührt durch alle Gefahren

des Lebens gegangen ist. Nichts — nichts dürfen Sie mir glauben, Helmut, als dies! Ein Geschöpf, das mit dem Leben abgeschlossen hat, wie ich, kann nicht mehr lügen."

Alles, was sich seit Fannis erstem Erscheinen zugetragen, war das Ergebnis weniger Minuten gewesen, und in einem so tollen Wirbel war es über Helmut hereingebrochen, daß er kaum für die Dauer einer Sekunde zur Besinnung gekommen war. Nun aber erschien er sich plötzlich wie ein Verbrecher, weil er noch immer hier verweilte. Mit einem Blick tiefster Verachtung auf die noch immer in verzweifelter Zerknirschung auf den Knieen liegende Fanni eilte er hinaus.

Er hatte noch nicht Zeit gehabt, draußen auf dem Korridor in seinen Überrock zu fahren, als er eine Hand auf seiner Schulter fühlte.

„Laß mich mit dir gehen, Helmut!" klang ihm die beinahe tonlos gewordene Stimme des Baumeisters ins Ohr. „Wir wollen sie gemeinsam suchen."

„Wie dir's beliebt! Aber deine Frau?"

„Gib ihr nicht diesen Namen! Ich habe mit dem Weibe da drinnen nichts mehr zu schaffen."

„So komm!"

Vierzehntes Kapitel.

Als Eva unter dem Schutze der Dunkelheit das Haus ihrer Schwester verlassen hatte, war es ihr schon bei den ersten Schritten, die sie die Straße hinabgetan, zur Gewißheit geworden, daß ihre Kräfte sehr bald erschöpft sein würden. Die eisige, schneidende Luft benahm ihr den Atem; ihre Kniee wankten, und ihr Herz klopfte in wilden Schlägen. Aber sie dachte trotzdem keinen Augenblick daran, umzukehren. Das Ziel, dem sie zustrebte, mußte sie ja auf die eine oder die andere

Weise immer erreichen. Den Weg in das Land der Ruhe, nach dem sie sich sehnte, weiß auch der Schwächste zu finden.

Es war ihr redlicher Wille gewesen, um Fannis willen das gestern gegebene Versprechen einzulösen, aber als nach einer in Qual und Verzweiflung verbrachten Nacht die erste fahle Dämmerung über die Dächer emporgekrochen war, hatte sie bereits die unumstößliche Gewißheit gewonnen, daß sie sich zugemutet hatte, was sie nimmermehr zu vollbringen vermochte.

Sie hatte auf das köstliche Glück verzichten können, dem Mann anzugehören, den sie mit jeder Fiber ihres Herzens liebte, aber sie fühlte sich von namenlosem Grauen geschüttelt bei der Vorstellung, sich einem anderen zu geben. Egon v. Lettow war in ihrer Phantasie zu einem menschlichen Scheusal, zu einem eingefleischten Teufel geworden, und nicht anders als mit Schrecken und Entsetzen konnte sie an ihn denken.

Daß er sie berühren, sie küssen sollte, daß sie gezwungen sein würde, sich seinen Liebkosungen und Zärtlichkeiten zu überlassen, schien ihr so über alle Maßen fürchterlich, daß der Gedanke an den Tod, der sich während dieser Nacht in ihre gemarterte Seele geschlichen, daneben mehr und mehr seine düsteren Schrecken verlor.

Eva war keine Heldin, und sie hatte einer physischen Gefahr bisher nicht anders als mit Zittern und Bangen entgegensehen können. Aber die Furcht vor dem Schlimmeren verlieh ihr jetzt nach der anderen Seite hin einen geradezu wunderbaren Mut. Von dem Augenblick an, wo sie zu dem Schluß gekommen war, daß es für sie nichts mehr gab als die Wahl zwischen einem raschen Ende und einem Leben unaufhörlicher Qual und Schmach, war ihr die Entscheidung für das erstere als so selbstverständlich erschienen, daß sie über die Mittel

der Ausführung so ruhig nachdenken konnte, wie man sonst wohl den Plan für eine Vergnügungsreise entwerfen mag.

Sie verfügte weder über eine Waffe noch über ein tödliches Gift, dessen sie sich mit der Gewißheit unfehlbaren Erfolges hätte bedienen können, und da sich ihr weibliches Empfinden gegen jede Todesart sträubte, die mit einer häßlichen Entstellung ihres Körpers oder ihres Antlitzes verbunden gewesen wäre, mußte ihr der Weg ins Wasser wohl zuletzt als der einzig mögliche erscheinen.

Sie kannte die örtlichen Verhältnisse nicht, aber es war ihr genug, zu wissen, daß die Stadt an einem Flusse lag, der in deutschen Volks- und Studentenliedern ja oft genug besungen worden war. Es konnte nicht schwer sein, den Weg zu diesem Flusse zu erfragen, und wenn sie nur ein wenig vorsichtig war in der Wahl der Stelle, an der sie ihr Vorhaben zur Ausführung brachte, so hatte sie wohl kaum zu fürchten, daß es im entscheidenden Augenblick durch einen unwillkommenen Retter vereitelt werden könnte.

Aber daß sie noch so schwach und hinfällig sei, wie ihr es jetzt beim Hinaustreten auf die Straße zum Bewußtsein kam, hatte sie bei dem Entwurf ihres Planes doch nicht genügend in Betracht gezogen. Die völlige Unbekanntschaft mit ihrer Umgebung steigerte ihre Angst. Es gingen wohl verschiedene Leute an ihr vorüber, die sie nach dem Wege zum Flusse hätte fragen können, aber es fehlte ihr an Mut, jemand anzureden, weil sie fürchtete, durch die sonderbare Frage ihr Vorhaben zu verraten.

Da kam ihr ein halbwüchsiges, dürftig gekleidetes Mädchen entgegen, dessen junge Seele wohl auch von irgend einem schweren Kummer bedrückt sein mochte,

da es mit gesenktem Kopfe leise vor sich hin weinte. Zu diesem Geschöpf faßte Eva das Vertrauen der Leidensgenossin, und an sie richtete sie ihre beklommene Frage.

Verwundert blickte die Angeredete auf, aber bescheiden und dienstwillig gab sie Auskunft. Es war bei der Größe der Entfernung eine ziemlich verwickelte Beschreibung, und das Mädchen mochte das wohl selbst empfinden, denn es fügte hinzu: „Wenn das Fräulein hier fremd ist, können wir vielleicht ein Stück zusammen gehen. Ich wohne nicht sehr weit vom Flusse."

Dankbar nahm Eva das freundliche Anerbieten an, und sie betrachtete den Zufall, der ihr dies Mädchen in den Weg geführt hatte, wie einen Fingerzeig des Schicksals, daß es ihrem Vorhaben gnädig sei. Denn die frostzitternde Kleine war ihr nicht nur eine Führerin, sondern sie gestattete ihr auch, sich auf ihre Schulter zu stützen, als die Kräfte sie zu verlassen drohten.

Und — was Eva besonders wohltätig empfand — sie stellte keine neugierige Frage — weder nach dem eigentlichen Ziel ihrer Begleiterin noch nach der Ursache ihrer Hinfälligkeit.

Am Ende einer der schmalen Gassen, die sie langsam durchschritten hatten, blieb sie stehen. „Weiter kann ich nicht mitgehen," sagte sie, „denn ich werde schon lange erwartet. Aber Sie können nun auch nicht mehr fehlen. Wenn Sie hier geradeaus gehen, kommen Sie zur Seilergasse, und die mündet in die lange Uferstraße ein, wohin Sie doch wohl gehen wollen."

Eva suchte in ihrer Kleidertasche nach ihrem Portemonnaie, um die aufopfernde Führerin durch ein Geschenk zu belohnen, aber erst jetzt fiel ihr ein, daß sie gar nicht daran gedacht hatte, sich mit Geld zu versehen, und daß sie ohne alle Mittel dastand. Die Röte

der Beschämung stieg ihr in die Wangen, und plötzlich zog sie mit raschem Entschluß den kleinen Ring vom Finger, den sie als ein Konfirmationsgeschenk ihres Vaters seit Jahren als einzigen Handschmuck getragen, und drückte ihn in die Rechte des Mädchens.

„Nehmen Sie das als Dank und zur Erinnerung an unseren gemeinsamen Weg. Ich habe nichts anderes, das ich Ihnen geben könnte.“

Sie ging weiter, in der Richtung hin, die ihr von dem Mädchen bezeichnet war, und während sie sich mühsam dahinschleppte, beständig eine Stütze an den Mauern der Häuser suchend, ahnte sie nicht, daß minutenlang die Augen des Mannes auf sie gerichtet waren, der jetzt auf ihrem Todeswege alle ihre Gedanken erfüllte, des Mannes, den sie so über alles liebte, daß sie lieber aus dem Leben floh, ehe sie sich einem anderen überantwortete.

Da, wo die Seilergasse in die Uferstraße einmündete, stand ein Schutzmannsposten. Er war hier nicht ganz überflüssig, denn die Gegend erfreute sich keines sonderlich guten Rufes. Er verfolgte sie eine kleine Weile mit den Augen, dann trat er auf sie zu.

„Was ist Ihnen denn, Fräulein?“ fragte er teilnehmend. „Sie sind doch nicht krank?“

Zum Tode erschrocken bei dem Gedanken, daß er ihre Absicht erraten könnte, und in der Furcht, noch weiteren Fragen unterworfen zu werden, suchte Eva nach einer Notlüge. „Ein kleines Unwohlsein,“ stammelte sie, „das mich unterwegs befiel, aber es hat nichts zu bedeuten. Es geht sicherlich gleich vorüber.“

Aufmerksam sah ihr der Beamte ins Gesicht. Die tiefe Blässe dieses lieblichen Antlitzes flößte ihm offenbar Mitleid ein. „Sie sollten sich doch lieber erst ein bißchen ausruhen,“ sagte er. „Hier nebenan ist eine

anständige Kaffeewirtschaft, wo Sie sich erholen können. Wenn ich Sie dahin bringe, haben Sie keine Belästigung zu fürchten. Kommen Sie! Es sind nur zwei oder drei Häuser."

Eva fühlte, daß es das beste gewesen wäre, seinen Vorschlag anzunehmen, denn sie mußte ja fürchten, daß er sie nicht mehr aus den Augen lassen würde, und nichts war ihr entsetzlicher als die Vorstellung, daß man sie dem nassen Grabe lebend wieder entreißen könnte, nachdem sie einmal den letzten, entscheidenden Schritt getan. Aber sie erinnerte sich zugleich, daß sie nicht im stande sei, auch nur die geringfügigste Erquickung zu bezahlen. Darum sagte sie in ihrer Ratlosigkeit gerade heraus: „Ich danke Ihnen. Aber ich kann Ihre Freundlichkeit nicht annehmen, denn ich habe kein Geld."

„Na, wenn es weiter nichts ist. Mit einer Kleinigkeit für eine Tasse Kaffee oder Tee will ich Ihnen wohl aushelfen. Sie können mir's ja zurückgeben, wenn Sie mich gelegentlich mal wiedersehen."

Nun durfte sie sich wohl nicht länger sträuben, und in willenloser Ergebung folgte sie ihm in das niedere Kellerlokal, wo an mehreren Tischen ärmlich gekleidete Männer und Frauen in ruhiger, halblauter Unterhaltung saßen.

Der Schutzmann sprach ein paar Worte mit der hinter einer Art von Schenktisch hantierenden Wirtin.

Nachdem die Frau einen prüfenden Blick auf die jetzt am ganzen Leib zitternde Eva geworfen, sagte sie freundlich: „Sie können sich nebenan in der Wohnstube aufs Sofa setzen, bis Sie sich erholt haben. Ich werde Ihnen ein Glas Glühwein machen. Das wird Ihnen am schnellsten wieder auf die Beine helfen."

Eva gehorchte mechanisch und fast ohne zu wissen,

was mit ihr geschah; denn die dumpfe, schwülheiße Luft des niedrigen Raumes legte sich betäubend auf ihre Sinne. Sie sah Menschen und Dinge um sich her nur noch wie durch einen dicken Nebel, und die Stimme der Wirtin schlug an ihr Ohr, als käme sie aus einer weiten, unbestimmten Ferne.

Völlig entkräftet sank sie in die Ecke des harten Sofas, und als die menschenfreundliche Frau fünf Minuten später mit dem starkduftenden, dampfenden Glühwein zu ihr trat, rief sie sie vergebens an, um sie aus ihrem vermeintlichen Schlummer zu wecken.

— — — — — — — — — — — —

Kaum fünfzig Worte waren auf ihrem ganzen Wege zwischen Rudolf und Helmut gewechselt worden, der Baumeister hatte sich ohne Widerspruch der Führung seines Vetters überlassen; aber je näher sie dem Flusse kamen, desto stärkere Bedenken gegen die Zweckmäßigkeit eines so planlosen Vorgehens schienen in ihm aufzusteigen.

„Täten wir nicht besser, Helmut, uns zunächst mit einer Anfrage an die Polizei zu wenden?" sagte er. „Es könnte doch sein, daß man — nun, daß man dort bereits etwas wüßte."

Der junge Arzt war zusammengefahren. „Wenn sie ihr Vorhaben ausgeführt hat — meinst du?" erwiderte er dumpf. „Ja, du hast recht. Ich weiß, wo sich die Polizeiwache dieses Uferbezirks befindet. Laß uns dahin gehen! Es hat wohl auch keinen Zweck, sie so aufs Geratewohl zu suchen."

Sie brauchten nicht mehr weit zu gehen, um das Amtslokal zu finden; aber der diensttuende Beamte wußte ihnen keine Auskunft zu geben.

„Es ist bis jetzt keine Meldung von einem versuchten oder vollendeten Selbstmord eingegangen," sagte

er. „Alles, was ich tun kann, ist, daß ich die augenblicklich hier anwesenden Mannschaften frage, ob ihnen während der letzten Stunden ein Mädchen, wie das von Ihnen beschriebene, aufgefallen ist."

Er ging in das anstoßende Zimmer und kam nach einiger Zeit mit einem der Schutzleute zurück. Es war derselbe, der sich Evas am Ausgang der Seilergasse so hilfreich angenommen hatte. Da es nach seiner Erzählung für Helmut und Rudolf keinem Zweifel unterlag, daß es wirklich die von ihnen Gesuchte gewesen war, mit der er gesprochen, so regte sich aufs neue die fast schon erstorbene Hoffnung in ihren Herzen.

Auf ihre Bitte erklärte der Beamte sich sogleich bereit, sie in das Kaffeelokal zu führen, und fast im Laufschritt legten die drei Männer den kurzen Weg zurück.

Helmut war der erste, der mit der Ungeduld der höchsten Seelenangst die Stufen der Kellertreppe hinabstürmte. „Was ist aus der jungen Dame geworden, der Sie vorhin Aufnahme gewährten?" rief er atemlos der verwunderten Wirtin zu. „Wohin ist sie von hier aus gegangen?"

„Wenn Sie die meinen, die mir der Schutzmann da vorhin gebracht hat, so hätte sie es wohl bleiben lassen sollen, irgendwohin zu gehen. Meine Tochter und ich haben mehr als eine halbe Stunde gebraucht, sie wieder zu sich zu bringen, als sie mir hier auf dem Sofa ohnmächtig geworden war. Jetzt schläft sie drüben in meinem Bett wie eine Tote."

In Helmuts Gesicht zuckte es eigentümlich. „Kann ich — kann ich sie sehen? Ich bin Arzt, liebe Frau, und wenn die junge Dame die ist, die wir suchen, stehe ich ihr sehr nahe. Sie dürfen mir's also nicht verweigern."

„Fällt mir auch gar nicht ein — am wenigsten, wenn Sie ein Doktor sind. Da gehen Sie nur hinein."

Helmut trat auf die Schwelle der mattbeleuchteten Kammer, deren Tür die Wirtin vor ihm aufgetan. Als er einen Blick auf das hochgetürmte Lager mit den groben, rotgewürfelten Kissenbezügen geworfen, griff er wie in einem plötzlichen Schwindelanfall nach dem Türpfosten, und die ungeheure Spannung der letzten Viertelstunde löste sich in einem lauten Aufschluchzen, das die Schultern des starken Mannes erbeben ließ wie die eines weinenden Kindes.

Dann aber warf er sich neben dem Bett auf die Kniee und bedeckte die weiße, feine Hand der anscheinend ruhig Schlummernden mit seinen Küssen.

Ein leichtes Zucken ging durch den jugendlichen Mädchenkörper und über das schmale, liebliche Gesicht. Die geschlossenen Augenlider zitterten ein wenig, um sich dann langsam und blinzelnd zu heben. Mit einem erstaunten Blick erfaßte Eva ihre fremdartige, nie zuvor gesehene Umgebung; aber als ihre langsam umherwandernden Augen auf das Antlitz Helmuts fielen, leuchtete es wie die Verklärung höchster Glückseligkeit in ihren Augen auf.

Ihre Lippen bewegten sich, aber was sie geflüstert hatten, war nicht zu verstehen, und erst als der junge Arzt sich tief über sie herabneigte, mußte er sie wohl verstanden haben, denn er küßte heiß und lange ihren lächelnden Mund, wie um ihr damit die unzweideutigste Antwort zu geben auf das, was sie gefragt hatte.

Dann prüfte er ihren Puls und den Schlag ihres Herzens, um nach beendeter Untersuchung dem vor der Tür der Kammer harrenden Baumeister in einem Ton, aus dem der ganze Jubel seines Herzens klang, zuzurufen: „Keine Sorge, Rudolf! Alles steht gut! Nun aber will ich mir mein Bräutchen doch lieber selbst gesund pflegen, als daß ich sie in die Hände ihrer zärtlichen Verwandtschaft zurückgebe.“ — —

Durch welche Wundermittel Helmut Eggers es zuwege gebracht hatte, seine Mutter zur Aufnahme der ehemaligen Operettensängerin zu bewegen, blieb sein Geheimnis und das Geheimnis der Frau Stadträtin — genug, daß es ihm gelungen war, und daß die alte Dame sich mit überraschender Nachsicht in die so wenig standesgemäße Verlobung ihres Sohnes fand.

Vielleicht hatten das Bewußtsein des Unrechts, das sie ihm mit ihrem falschen Verdacht angetan, und die Erinnerung an jenen furchtbaren Augenblick, da um ihrer Übereilung willen das Leben Helmuts in höchster Gefahr geschwebt, an dieser Nachgiebigkeit zuerst wesentlich größeren Anteil gehabt als irgend eine plötzlich erwachte weichere Regung ihres Herzens. Schon nach Verlauf weniger Tage aber kostete es ihr keine Überwindung mehr, der künftigen Schwiegertochter gütig und freundlich zu begegnen. Denn gerade, weil sie in allem so ganz der lebendige Gegensatz zu ihrer verhaßten Schwester war, gewann sich Eva ohne alle anderen Hilfsmittel als die natürliche Liebenswürdigkeit ihres Wesens die Gunst der alten Dame schneller, als es bisher irgend einer Fremden gelungen war.

Am vierten Tage hatte die Stadträtin eine sehr lange Unterredung mit Eva, und am nächsten Morgen ereignete sich das Unerhörte, daß sie, die seit vielen Jahren keine Reise mehr gemacht hatte, nach der Hauptstadt fuhr, ohne sich gegen irgend jemand über den Zweck dieses Ausfluges zu äußern. Vierundzwanzig Stunden später schon kehrte sie zurück, heiter und aufgeräumt, wie ihre Umgebung sie nur an ihren besten Tagen zu sehen gewöhnt war.

Majestätisch wie eine Königin, aber wie eine Königin, die in huldvollster Laune ihre Gnade spendet, trat sie in das Studierzimmer ihres Sohnes. „Ich habe meine

Erkundigungen über Eva Lindholm eingezogen," sagte sie, „und ich habe alles bestätigt gefunden, was sie selbst mir erzählt hat. Ich leugne ja nicht, daß mir eine andere Schwiegertochter lieber gewesen wäre als eine Dame vom Theater; aber wenn du selbst dich nicht fürchtest, ihretwegen den Kampf gegen die Voreingenommenheit unserer Gesellschaftskreise aufzunehmen, so will ich in Gottes Namen meine Zustimmung geben."

Helmut lächelte ein wenig, und nachdem er ihr dankbar die Hand geküßt hatte, konnte er sich nicht enthalten zu erwidern: „Geheiratet hätte ich sie ja wohl auch ohne deine Zustimmung, liebste Mutter, aber es ist natürlich viel schöner so, namentlich um Evas willen, die voll banger Sorge ist, daß sie dir wegen ihres ehemaligen Berufes doch vielleicht im innersten Herzen noch zuwider sein könnte. Was aber den Kampf gegen Vorurteil und Voreingenommenheit betrifft, so wollen wir ihn doch lieber an einem anderen Orte und in einer freieren Atmosphäre führen als in der dumpfen Stickluft dieser Kleinstadt, deren gute Gesellschaft mir keines Kampfes mehr wert scheint, seitdem mich das Beispiel meines verehrten Vetters gelehrt hat, was von der Moral dieser Philister zu halten ist. Unter der Voraussetzung, daß jeder öffentliche Skandal vermieden werde, hat er großmütig eingewilligt, seine Gattin in Gnaden wieder aufzunehmen. Und er, der zu feig ist, um ein ehrlicher Mann zu sein, wird sich wieder wie zuvor im stolzen Dünkel eines makellosen Namens blähen, nachdem der Rittmeister v. Lettow nach einer freundschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Gelöbnis der Nimmerwiederkehr abgereist ist, und nachdem ich mich in deinem wie in meinem eigenen Namen zu unverbrüchlicher Verschwiegenheit verpflichtet habe. Glaubst

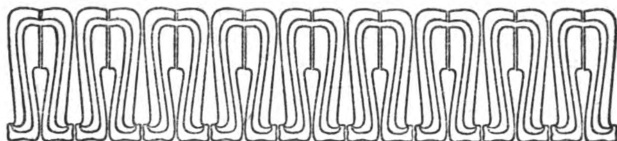
du wirklich, liebe Mutter, daß es der Mühe verlohnt, mit solchen Ehrenmännern zu rechten?“

Die Stadträtin seufzte. „Ich dachte mir's wohl, daß du nicht hier bleiben würdest, und ich will nicht die Verantwortung auf mich nehmen, dich zu halten. Mich aber mußt du schon in dem Boden lassen, in dem ich seit den Tagen meiner Kindheit wurzle. Meine Begriffe von guter Sitte und Respektabilität mögen weniger erhaben sein als die deinigen, aber ich bin wohl zu alt, um mich noch in eine neue Lebensauffassung zu finden. Ich möchte es also bei dem einen Zugeständnis bewenden lassen, das ich wohl oder übel einer Weltanschauung gemacht, die niemals die meinige gewesen ist.“

Noch einmal, und diesmal in aufrichtigster Verehrung, küßte Helmut die Hand der Matrone. Dann gingen sie gemeinsam in Evas Zimmer hinüber, um ihr nun endlich auch den letzten bangen Zweifel an der Wirklichkeit ihres Glückes zu nehmen.

Ende.





Ohne Liebe.

Ein Wiener Roman von A. Noël.



1.

Vor dem oberen Ende des Stadtparkes fuhr ein Straßenbahnwagen an, aus dessen Beiwagen ein junger Mann von kräftiger, aber nicht sehr hochgewachsener Gestalt sprang, der sofort die Augen suchend herumgehen ließ. Bald hatte er auch gefunden, was er suchte. Dort in einiger Entfernung, wenn man am Stadtparkgitter hinab gegen die Leopoldstadt zu blickte, leuchtete der riesige rotglänzende Haarballen, nach dem er auslugte. Die Trägerin bewegte sich von ihm weg dem unteren Ende des Stadtparkes zu, und der junge Mann eilte ihr also im Laufschritt nach. Rufen konnte und wollte er nicht; aber noch bevor er die junge Dame in dem blauen Kleide mit den weißen Zickzackeinsätzen erreicht hatte, wandte sie sich beim Geräusch seiner Schritte um und zeigte ihm ein lachendes Gesicht.

„Na, endlich, Herr Burkhart! Ich hab' schon lang gewartet!"

„Bitt' tausendmal um Entschuldigung. Bei uns

sperrt man halt erst um halb sieben. Keine Minute früher, und Sie wissen selbst, wie weit es ist vom siebenten Bezirk bis daher. Obendrein mußt' ich lang auf die Elektrische warten."

Er nahm die volle Hand im weißen Trikothandschuh, die sie ihrerseits mit einem bezaubernden Blick bot, und nachdem er sich flüchtig umgesehen hatte, zog er sie hastig an seine Lippen, während seine Augen dem jungen Mädchen feurig ins Gesicht blickten.

„Ich dank' Ihnen vielmals, daß Sie gekommen sind, Fräulein Adelheid. Darf man so sagen?"

„Wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen, dann lieber Ada. Adelheid ist lang und fad, während Ada —"

„Ada ist reizend," ergänzte der junge Mann mit Überzeugung.

„Und kurz ist's vor allem. Ich hab' gern kurze Namen. Zum Beispiel Kuno ist gar nicht übel." Dabei warf sie dem neben ihr gehenden jungen Mann einen schelmisch koketten Blick zu.

„Wirklich? Gefällt er Ihnen? Das freut mich. Wenn Ihnen nur auch der Träger nicht mißfällt."

„Oho! Wollen S' Komplimente hören?" lachte das Mädchen. „Das können Sie von mir nicht verlangen."

„Gewiß nicht! — Wie Sie heut wieder aussehen, Fräulein Ada!" fügte er mit einem bewundernden Blick hinzu.

„Jetzt fangen nun Sie an mit Komplimenten! Ihnen zu lieb' hab' ich meinen Sonntagsstaat angezogen. Ich kann's nicht leiden, wenn man einem gleich das Geschäftsfräulein ansieht. In einer Bluse und mit dem Girardihut, da weiß gleich jeder: Aha, die kommt aus dem Geschäft."

„Was macht's? Sie sind in jedem Anzug schön.

Damals haben Sie doch auch eine Bluse an- und einen Girardihut aufgehabt, wie Sie mir aufgefallen —"

„Und Sie mir nachgestiegen sind," ergänzte Ada, ihm mit dem Finger drohend, aber doch mit Lachen. „Sie! Sie! Sie hätten sich schneiden können. Einem jeden geb' ich nicht Antwort. Das können Sie mir glauben. So ist die Ada Reith nicht, müssen Sie wissen. Mein Vater ist Offizier gewesen."

„So?" sagte er erfreut. Es war ihm sehr angenehm, über ihre Herkunft so Günstiges zu erfahren. „Ich pflege auch niemals junge Damen auf der Straße anzureden," beteuerte er. „Das war das erste Mal! Nur, weil Sie mir gar so gut gefallen haben. — Ich hab' Sie übrigens schon früher gesehen. Immer, wenn ich Abends aus dem Geschäft gegangen bin, um einen Spaziergang zu machen, bin ich Ihnen begegnet. Gleich am ersten Tag wär' ich gern umgekehrt, um Ihnen nachzugehen. Ich hab' mich aber nicht getraut."

„Na, Sie haben bald genug Mut gefaßt," sagte Ada mit lachendem Spott. Sie waren jetzt zum nächsten Stadtparkeingang gekommen und betraten den von der Schwüle des Sommertages erfüllten Garten.

Es war Anfang Juli, die Linden blühten noch, und von den Rosenstöcken versandten Hunderte von offenen Kelchen ihre Düfte. Sie konnten aber die Atmosphäre nicht angenehm gestalten, denn schon seit ein paar Tagen herrschte eine wahre Gluthitze. Eine dichte Staubschicht lag auf dem verschieden abgestuften Grün des Laubes und des Rasens, die Luft war fast grau, alle Linien verschwammen.

Die Sonne neigte sich dem Untergang zu und ließ die Stellen des Parkes, die sie noch eben mit ihren scheidenden Strahlen vergoldet hatte, in erwünschten Schatten versinken, allein es wurde darum nicht

kühler. Unter dem blaßblauen, noch von der Sonne erhellten Himmel erging sich eine dichte Menge, und alle Bänke, sowie die zu vermietenden Stühle waren besetzt. Ein Saum von Menschen umgab alle Rasenplätze, und durch die Alleen bewegten sich die Wandelnden wie Raupenzüge.

Um diese Zeit sind die eleganteren Erscheinungen, die Modedamen, längst aus den Wiener Gärten verschwunden, denn wer es irgend tun kann, ist auf dem Lande. Es herrschten die Strohwitwer und die bescheideneren Familien vor, die nicht daran denken, viel Luxus zu entfalten.

Allein selbst in der Blütezeit des Stadtparks, im Frühling, hätte eine Erscheinung wie Ada Reith auffallen müssen, und Kuno bemerkte nur zu gut, wie die ihnen Begegnenden sie anstarrten und die Sitzenden ihr mit den Blicken folgten. Ihm schien dies nur natürlich. Sie war ja so hübsch! Und doch hatte er eine Ahnung davon, daß sie nicht allein durch ihre Hübschheit auffiel.

Ada Reith war mittelgroß, sah aber doch aus, als ob sie etwas zu klein sei, denn ihre Gestalt machte einen gedrungenen Eindruck. Ihr straff anliegend gemachtes Kleid modelte ihren Wuchs deutlich. Dieses Kleid hatte an sich nichts Auffallendes, und doch fiel es an ihr auf, so viel sah er wohl. Vielleicht trug auch der große lichte, mit Kornblumen geschmückte Strohhut etwas dazu bei, mehr aber wohl noch das volle rötliche Haar, dessen Fülle unter dem Hut zu einem Modechignon von ungewöhnlicher Größe aufgebaut war.

„Ich hab' halt so viel Haar — was soll ich da machen?“ sagte Ada achselzuckend, als wieder einmal ein paar Mädchen stehen blieben und die Worte: „Nein, der Chignon!“ den Vorübergehenden deutlich zu Gehör drangen.

Kuno antwortete nichts. Er hatte eine dunkle Ahnung, daß sich auch reiches Haar bescheidener frisieren ließ, aber das war eine Eigentümlichkeit aller jungen Mädchen, die in Geschäften angestellt waren, daß sie viel auf die Frisur gaben. Das wußte er trotz seiner männlichen Unerfahrenheit. Und sollte er ihr übel nehmen, daß sie eine solche Schönheit wie dieses Haar zur Geltung zu bringen wünschte? Ein wenig eitel waren doch alle hübschen Mädchen.

Daß auch Adas Gang, ihr Sprechen und ihre Bewegungen an dem Aufsehen, das sie machte, mitschuldig waren, fiel ihm nicht ein. Noch weniger, daß sie es etwa gar darauf abgesehen haben könnte, Aufsehen zu machen.

Ada Reith wußte natürlich, daß sie schön war. Keine eigentliche Schönheit! Das nicht. Mit ihrem Stumpfnäschen und ihren etwas zu vollen Lippen konnte sie auf diese Bezeichnung keinen Anspruch machen. Aber eine solche Haut wie Milch und Blut und solche schwarze Augen zu solchem leuchtenden Haar hatte manche klassische Schönheit nicht. Die konnte man weit und breit suchen!

Sie wollte gleich beim Eintritt in den Park den Weg rund um das Kurhaus einschlagen, wo alle Tische mit Menschen besetzt waren.

Wie leicht konnte man da von Bekannten bemerkt werden, dachte Kuno. „Nicht hier, bitte!“ sagte er. „Da läuft man ja Spießruten!“

„Ah, Sie wollen nicht mit mir gesehen werden?“ scherzte das Mädchen.

„Ihretwegen, nicht meinetwegen!“ versicherte er.

„Ich hab' nicht so viele Bekannte,“ sagte sie nachlässig. Aber sie schlug nachgiebig den Weg ein, den er gehen wollte. „Wir leben so eingezogen,“ erzählte sie weiter. „Wie die Schnecken.“

„Offizier war Ihr Vater, sagen Sie?“

„Ja, freilich. Aber schon als Oberleutnant ist er zum Zivil übergegangen, weil er meine Mutter sonst nicht hätte heiraten können. Er war dann Beamter im Finanzministerium und hätt' es noch weit gebracht, wenn er nicht so früh gestorben wäre. Immerhin hat die Mutter ihre Pension. Groß ist sie natürlich nicht, aber doch besser als gar nichts. Meine Schwester ist Lehrerin. Die hat ihren Gehalt, und Privatstunden gibt sie auch. Zusammen haben sie also genug, daß sie leben können, auch wenn ich nicht immer bei ihnen bleiben sollte. Mein Gehalt als Probierfräulein ist ja nicht glänzend. Bloß hundertfünfzig Kronen,“ sagte sie nachlässig, als ob das sehr wenig wäre, und doch war es beträchtlich mehr, als sie wirklich hatte. „Ich geb' natürlich das meiste in die Wirtschaft her, aber meine Mutter und Schwester könnten ganz gut ohne mich leben.“

Das war Kuno Burkhart sehr angenehm zu hören. Wenigstens bedenklichen Anhang hatte sie nicht. „Ist sie auch so hübsch wie Sie, Ihre Schwester?“ fragte er mit einem lächelnden Blick in ihre Kirschenaugen.

Ada bewegte lachend die Hand mit den gespreizten Fingern durch die Luft. „Nein, leider nicht!“ sagte sie lachend. „Meine arme Schwester ist so schiech, das haben Sie sobald nicht gesehen. Rothaarig und hager und überhaupt! Na, sie ist ja Lehrerin mit Leib und Seele. Da macht's nichts. Heiraten wird sie vermutlich nie.“

Es berührte ihn nicht ganz angenehm, wie sie sich über die häßliche Schwester ausließ, allein das war ja nur eine gewisse naive Offenherzigkeit.

Er erwiderte ihre Aufrichtigkeit, indem er ihr gleichfalls von sich erzählte. Denn bis jetzt hatten sie ein=

ander nur flüchtig auf der Straße gesprochen und wußten eines vom anderen nur das, was sie sich mitgeteilt hatten. Sie von ihm nur das, daß er der Sohn eines Gummiwarenhändlers war, und sie stellte sich vielleicht mehr hinter ihm vor, als er war, denn das Geschäft blühte nicht besonders.

Seine Gewissenhaftigkeit bewog ihn, ihr seine Abhängigkeit vom Vater recht vor die Augen zu führen.

„Mein Vater hat jung geheiratet, ist erst einige fünfzig und sehr rüstig. Der läßt sich noch nicht unters alte Eisen werfen. Hat's auch nicht nötig. Ich möcht' es natürlich gar nicht. Vorläufig bin ich also noch ganz von ihm abhängig, mehr als ein Angestellter. Ich muß sehr vorsichtig sein."

„Da haben Sie recht," stimmte Ada zu. Diese Worte bewiesen ihr nur, daß der junge Mann bereits Heiratsgedanken im Kopfe trug, und das genügte ihr zunächst. Hindernisse gab es bei jeder Bekanntschaft, man durfte nichts übers Knie brechen. Aber wenn sich die Geschichte schließlich machte, so war es gar nicht ohne. Sie versorgte sich doch, und etwas Besseres dürfte sich ihr nicht so leicht bieten.

Der junge Mann gefiel ihr, das fiel doch auch ins Gewicht. Er sah sanft aus und war gewiß leicht zu beeinflussen und jedenfalls leichter festzuhalten als mancher andere. Daß er so langweilig respektvoll war, würde sie ihm schon abgewöhnen, denn das würde ihr auf die Dauer nicht passen.

Kuno ahnte von diesen Gedanken nichts, aber er war nicht ganz in der Stimmung, die er sich gewünscht hätte. Zum ersten Male hatte das junge Mädchen eingewilligt, ihn Abends zu treffen, und er war zerstreut!

Obgleich sein gewöhnlicher Kreis ganz entfernt vom Stadtpark im siebenten Bezirk lag und von seinen Be-

kannten schon viele auf dem Lande wohnten, war ihm doch in dem mit Menschen überfüllten Park nicht wohl zu Mute, und er blickte unruhig umher, ob er nichts Verdächtiges sehe.

Es war auch überhaupt nicht sehr angenehm hier. Der Abend brachte noch keine Erquickung. Obgleich die Sonne schon drüben hinter dem Stephansturm verschwunden war, so daß dieser sich verklärt von dem hellen Hintergrund abhob, war es noch immer erstickend schwül. Der Teich war beinahe ausgetrocknet und sein bißchen Wasser schlammig und trüb. Die Luft war noch immer undurchsichtig von Hitzeschleiern und Staub, und alles sah welk und matt aus.

Als sie sich auf eine zufällig leere Bank setzen wollten, brannte diese wie Feuer, denn die Sonne hatte sie stundenlang beschienen und war erst vor noch nicht langer Zeit gewichen. Etwas Kühlung boten nur die Spritzenschläuche, welche von Gartenbediensteten auf Rasen und Bäume gerichtet wurden. Der ausgiebige Strahl, der in feinen Tropfen zerstäubte, scheuchte stellenweise die Schwüle ein wenig, so daß man doch den Abend zu ahnen begann.

Aber hier konnte man nicht bleiben, das war keine Erholung. Am besten wäre es, in den Prater hinunterzufahren, um dort zu speisen. Allein Kuno traute sich nicht recht, dem jungen Mädchen dieses Angebot zu machen. Am Ende würde sie böse. Sie war doch ein anständiges Mädchen und wurde zu Hause erwartet.

„Im Prater wär's jetzt schön," begann er schüchtern. „Dort verliert man sich in der Weite. Kein Mensch sieht einen. Und kühl und frisch ist es unten."

„Ja, im Prater essen wär' schon schön!" meinte Ada. „Seit der Kindheit, seit der Vater tot ist, hab' ich kaum mehr einen Abend unten verbracht. Aber es würd'

doch zu spät, bis wir zurückkommen. Was glauben Sie, daß ich aussteh'? Nicht einmal spazieren gehen soll ich. Meine Schwester ist so streng und hetzt immer die Mutter gegen mich auf. Wenn wir schon essen wollen, müssen wir's hier in der Nähe tun, damit ich bald nach Haus kann."

Kuno war überglücklich. Ihm fiel nur nicht gleich ein Lokal ein, das er vorschlagen konnte. Als solider junger Mann aß er das ganze Jahr daheim am Elterntisch, und nur in den Monaten, wo die Mutter auf dem Lande war, wie eben jetzt, nahm er sich etwas mehr Freiheit.

„Wie wär's mit dem Gartenbaurestaurant da drüben?" fragte Ada harmlos. „Da haben wir ganz nah, und nachher hab' ich gleich die Elektrische zur Hand zum Nachhausefahren. Dort gibt es im Sommer immer Musik, glaub' ich, und im Grünen sitzt man auch. Ich möcht' halt so gern wieder einmal im Grünen essen. Ich komm' sonst nie dazu."

Sie sagte dies in einem so kindlich schmollenden Ton, daß es Kuno rührte. Die armen Mädchen! Alles war für sie unerreichbar.

Das war einmal schön, daß sie keine lange Geschichten machte, und er die Zeit nicht erst mit Zureden zu vergeuden brauchte. Er wurde selbst auch gleich mutiger und bot ihr den Arm, um sie über die Ringstraße hinüberzugeleiten.

Ada aber schüttelte lachend den Kopf. „Das wär' mir nicht geheuer!" sagte sie.

So schritten sie nebeneinander dem Tore des Parks zu, das ihrem Ziele zunächst lag.

Gerade, als sie die vom Kurhaus herführende Allee kreuzten, gewahrte Kuno von weitem zwei Herren, von denen einer seinem Vater merkwürdig ähnlich sah. Da aber dieser gewöhnlich ganz andere Gegenden aufsuchte

und bei seinen Abendspaziergängen lieber der Peripherie der Stadt als dem Zentrum zustrebte, dachte er eben nur an eine Ähnlichkeit.

Da begegnete er dem Blicke des älteren Mannes. Nicht nur, daß es der Vater war, er hatte auch ihn gesehen und schaute ganz eigentümlich drein.

Hastig folgte Kuno dem voranschreitenden Mädchen und verließ mit ihr den Stadtpark in ziemlich innerer Verwirrung. Diese Begegnung mit dem Vater gerade an der Schwelle seines kleinen Abenteuers verdroß ihn als eine besondere Tücke des Zufalls. Im Grunde lag doch aber gar nichts dran. Der Vater hatte ihn mit einer jungen Dame gesehen — nun gut! Was weiter? Schließlich war der Vater auch einmal jung gewesen. Und überhaupt war er gar nicht so. Nur das war unangenehm: Wenn er einmal dem Vater ernstlich von dem jungen Mädchen reden würde — wenn es einmal so weit kam — dann würde er vielleicht ein Vorurteil gegen sie hegen, weil er sie mit ihm gesehen hatte und sie ihm auf Grund dessen nicht zurückhaltend genug schien.

Aber das lag ja noch weit im Feld. Bis jetzt kannte er das junge Mädchen selbst noch so wenig. Was brauchte er sich über Zukünftiges den Kopf zu zerbrechen? Wenn es wirklich dahin kam, daß er Ada würde heiraten wollen, hatte er ohnehin Schwierigkeiten zu überwinden, denn der Vater sprach jetzt auffallend oft davon, daß Kuno eine gute Partie machen müsse, und schien sich das sehr in den Kopf zu setzen.

Ah was! Weg mit diesen Gedanken! Einmal mußte sich's der Mensch doch wohl sein lassen! Und vor ihm lag eine so schöne Stunde!

Sie hatten die ziemlich ausgestorbene Ringstraße gekreuzt und standen nun an der offenen Pforte des zu den Gartenbausälen gehörigen Gartens.

Schon beim Eintritt empfing sie tieferer Schatten und eine reinere Luft, denn obgleich auch dieser Garten dem Publikum offen stand, herrschte doch kein starker Besuch, und der Staub war hier nicht so aufgewirbelt wie drüben im Stadtpark. Auch erhob sich jetzt ein Abendlüftchen, und die Blätter über ihren Häuptern fingen leise an zu rauschen.

Die Tische, die auf der Terrasse der Restauration an dem einen Ende des Gartens und unten umherstanden, waren nicht stark besetzt. Kuno machte leicht einen leeren Tisch ausfindig, wo sie durch Gebüsch im Rücken gedeckt waren und nur von wenigen Tischen aus gesehen werden konnten.

Sie setzten sich. Die Musik, die bei ihrem Eintritt gerade verstummt war, fing eben, wie ihnen zuliebe, wieder an. Einschmeichelnd klang ein schmachtendes Salonstück durch die Lüfte. Nach einiger Zeit kam ein Herr und nahm an einem der Nebentische Platz, und zwar so, daß Kuno ihn nur sah, wenn er sich fast ganz umwandte, während Ada so saß, daß sie den Fremden im Auge hatte und er natürlich auch sie. Es war ein sehr elegant aussehender Herr, hochgewachsen, mit blondem Bart und schmalem Kopf. Ein Mann, der vermutlich im Leben auf einer viel höheren Staffel stand als zum Beispiel Kuno Burkhart.

„Wir sind nicht mehr allein in unserer Ecke,“ sagte Ada, während sie das Bierglas an den Mund setzte, das der Kellner eben gebracht hatte.

Kuno nahm es für eine Mahnung, weil er vorhin gleich nach dem Niedersitzen Adas Hand gefaßt und sie zärtlich angeblickt hatte. Unwillkürlich sah er sich um. Richtig! Da saß einer, der alles sehen konnte. Man mußte sich in acht nehmen.

Überhaupt war er in dieser Lage, in der er sich noch

nie befunden hatte, nicht ganz unbefangen, denn er wollte nicht als dummer Kerl dasitzen, aber noch weniger wollte er das junge Mädchen verletzen.

Ada Reith teilte seine Befangenheit nicht. Sie nahm ruhig die Speisekarte entgegen, und als der Kellner sie dabei als gnädige Frau ansprach, errötete sie nicht, sondern warf ihrem Begleiter einen schalkhaften Blick zu, worauf er rot wurde.

Sie unterhandelte mit dem Kellner auch wirklich, als ob sie die gnädige Frau wäre, fragte nach den Speisen, die man rasch haben könne, entschloß sich aber dann doch zu einem Wiener Schnitzel, das frisch gemacht werden mußte, von dem der Kellner aber versprach, daß es in zehn Minuten dasein würde.

„Enkere Minuten kenn' i," sagte sie, ihren Dialekt, den sie ohnehin nicht verleugnen konnte, noch übertreibend. „Na, also vorwärts! Wir wollen nicht lang warten!"

„Dem gegenüber hab' ich mich schön als Gnädige aufgespielt," sagte sie, als der Schwalbenschwänzige sie verlassen hatte, entschuldigend. „Wir Frauenzimmer finden uns halt leichter als die Männer in alles. Wer sollt' es glauben, daß ich zum ersten Male mit einem Herrn speise? Dagegen Sie, bei dem es gewiß nicht das erste Mal ist, daß Sie mit einer Dame im Gasthaus sitzen — Sie sind ja ganz rot geworden."

„Und wenn ich Ihnen sage, daß es auch bei mir das erste Mal ist?" fragte Kuno. „Werden Sie mir glauben?"

„Das erste Mal? Wirklich?" fragte sie, und er konnte nicht recht entscheiden, ob das zufrieden oder enttäuscht klang.

„Meiner Seel'!" beteuerte er. „Sehen Sie, ich bin schüchtern. Schüchterner als Sie glauben würden. Es hat bei mir des großen Eindrucks bedurft, den Sie mir gemacht haben, so daß ich ganz weg war. Sonst hätt' ich mich nie getraut, Sie anzusprechen."

„Gehn S'! Gehn S'!“ lachte sie. „An Ihre Schüchternheit kann ich doch nicht recht glauben, denn ich hab' nichts davon gemerkt. Oder doch! Etwas hab' ich doch gemerkt. Ich hab' gleich gesehen, daß Sie kein solcher sind wie die, die einem gewöhnlich nachsteigen. Sonst hätten Sie kein Wort aus mir herausgepreßt,“ erklärte sie ernst.

„Was haben Sie denn von mir gedacht?“ drängte er, ihr näherrückend. „Daß ich recht keck und zudringlich bin?“

Sie schüttelte nur lächelnd den Kopf und gab hierauf die Frage zurück: „Was haben Sie von mir gedacht? Nichts besonders Gutes, nicht wahr?“

Er beteuerte verlegen das Gegenteil, sie ließ sich jedoch nicht irremachen und setzte ihm sehr ernsthaft auseinander, daß ein Mädchen in ihrer Lage nicht ganz so streng sein könne wie ein „Haustöchterchen“, das eben nichts weiter sei.

„Natürlich, die haben's leichter. Da kommt jemand ins Haus, sie haben Verkehr, brauchen keine Bekanntschaften auf der Straße zu machen. Dagegen unsereins? Wie soll man denn je einen Menschen kennen lernen, wenn man sich so hermetisch abschließt, wie's die gute Sitte fordert? Bis jetzt hab' ich's ja getan, wär' auch so leicht nicht davon abgekommen. Aber Ihnen hab' ich doch gleich angesehen, daß Sie was anderes sind, was Besseres. Und Sie waren mir sympathisch. Jetzt dürfen Sie mir aber auch das nicht anrechnen, daß ich Ihretwegen von meiner Gepflogenheit abgewichen bin. Sie dürfen deshalb nicht geringer von mir denken.“

Er verteidigte sich sehr lebhaft gegen diesen Verdacht. Nichts als das Beste und Schönste dächte er von ihr. Und es war auch wahr. Ihre Worte zer-

streuten das Unbehagen, dessen er sich im Anfang nicht hatte entschlagen können. Hatte sie nicht recht? Ein Mädchen, das auf ihren Berufswegen immer allein ging und sich nicht von der Mutter überallhin begleiten lassen konnte, mußte auch sonst etwas mehr Freiheit haben. Sollte sie sich denn ganz einsperren? Freilich hätte er es ihr sicherlich übelgenommen, wenn sie einem anderen so viel zugestanden hätte wie ihm. Da es aber nur er selbst war, der den Vorteil hatte, durfte er sie auch nicht einmal im versteckteften Winkel seiner Seele tadeln.

Dazu fühlte er sich auch zu wohl an ihrer Seite. Er konnte sie hier gemächlicher betrachten und bewundern als je zuvor und fühlte sich beglückt und entzückt, den Abend an ihrer Seite verbringen zu dürfen. Wie angenehm war es hier im Freien, unter dem Schatten der Bäume, in kühler Abendluft, die ihnen die Wohlgerüche des Gartens und die Klänge der echt wienerischen Musik brachte, auf deren Tonwellen ihre Seelen sich wiegten! In seinem Leben, das der Pflicht und der Arbeit geweiht war, gab es nur wenige Stunden, in denen er sich so frei und froh gefühlt hätte wie eben jetzt. Sie waren allein, und er spürte nichts von der Aufmerksamkeit, die ihnen der Herr am nächsten Tische widmete.

Auch als noch mehr Tische besetzt wurden und die sich an denselben niederlassenden Familien und Paare neugierige Blicke nach ihm und seiner Begleiterin sandten, störte ihn das wenig, denn er war von Ada so eingenommen, daß er gar nicht darauf achtgab.

Das Nachtessen war bald verzehrt. Kuno bestand zwar darauf, daß seine Begleiterin noch eine Torte zum Nachtisch verzehre, was sie schließlich auch tat, aber nachher wollte sie nicht lange mehr sitzen bleiben und das Plauderstündchen verlängern. Seufzend mahnte sie zum Aufbruch.

„Jetzt wird's erst schön!" klagte Kuno.

„Freilich! Aber was hilft's? Sie wissen, bis ich mit der Elektrischen nach Haus komm', ist's schon spät genug. Ich kann's kaum verantworten. Wenn's aber noch später würd', was sollt' ich dann sagen? Ich muß heim! Mir tut's selber leid, daß ich nicht noch ein bissel bleiben kann."

Ungern erhob sich Kuno, nachdem er die Rechnung bezahlt hatte, und mit zögernden Schritten verließen sie den Garten. Erst als sie die Tische hinter sich hatten, wagte er es, dem jungen Mädchen den Arm zu bieten.

Sie nahm ihn lächelnd an. „Wir gehen ja bloß ein paar Schritt," sagte sie entschuldigend. „Die haben g'schaut, die Leut'!"

„Sie machen halt überall Eroberungen," antwortete er.

„Was hat man davon? Es meint's keiner redlich."

„O!" Er drückte die Hand, die sie auf seinen Arm gelegt hatte.

Der Himmel, der lange die blasse Abendhelle beibehalten hatte, war nun doch dunkler geworden, und die Sterne fingen an zu funkeln. Der laue Hauch der Sommernacht umgab sie schmeichlerisch. Es wäre schön gewesen, jetzt Arm in Arm über das weißschimmernde Pflaster hinwegzuschreiten, und Kuno wünschte nichts sehnlicher, als seine Gefährtin zu Fuß zu begleiten. Da sie aber so sehr Eile hatte, nach Hause zu kommen, wagte er seinen Wunsch nicht zu äußern, und so endete ihr Weg allzu rasch an der nächsten Haltestelle der Elektrischen.

„Ja, Herr Burkhart," sagte Ada gleichsam als Antwort auf nicht ausgesprochene Klagen. „Ich bin sehr unfrei. Meine Schwester hat als Lehrerin zwei Monate Ferien, die nun bald anfangen. Sie könnte mit der

Mutter aufs Land gehen. Aber weil ich nicht mit kann, gehen sie gewöhnlich auch nicht weg. Sie fürchten immer, es könnt' mir unterdessen was geschehn."

So unerfreulich es für Kuno war, daß Ada so wenig Freiheit besaß, konnte er doch nicht umhin, es sehr schön von der Volksschullehrerin zu finden, daß sie das Beste ihrer Erholung opferte, um die Schwester nicht ganz sich selbst zu überlassen. Er äußerte etwas Dergleichen, und Ada stimmte widerwillig zu. „Ja, freilich, schön ist's schon von ihr." Undeutlich hörte er doch den verschwiegenen Nachsatz: „Aber anders wär' es noch viel schöner!"

Schon glühte von weitem das rote Licht des Straßenbahnwagens, der aus der Ferne herankam, und auch noch jemand kam herbei, um auf diesen Wagen zu warten. Mit einem Seitenblick sah Kuno einen hochgewachsenen, eleganten Herrn einige Schritte weit von ihnen stehen, und es schien ihm, als ob es derselbe sei, der im Gartenbaupark unweit von ihnen gesessen hatte.

Nun sauste der Wagen heran, die stille Abendluft aufwirbelnd. Er war leer genug, und sein hellerleuchtetes Inneres lockte wie eine Oase im zunehmenden Dunkel. Wegen der freieren Luft aber blieben die beiden draußen auf der Plattform, während der große Herr im grauen Anzug an ihnen vorbei in das Innere ging und sich dort niederließ.

Kuno war dies bedeutend lieber. So blieben sie hier außen allein, wenn nicht gerade der Schaffner bei ihnen stand. Dicht neben dem jungen Mädchen sich haltend, faßte Kuno heimlich ihre Hand, von der sie den Handschuh gezogen hatte. Das warme Leben pulste zwischen seinen Fingern.

Pfeilschnell flog der Wagen die nächtliche leere Ringstraße hinan, einen erquickenden Luftstrom erzeugend.

Drinnen im Wagen gossen die elektrischen Lichter eine freundliche Helle aus und beleuchteten die wenigen Mitfahrenden, hier außen hingegen war es dämmeriger. Auf der Ringstraße wechselten beleuchtetere Stellen mit tieferen Schattenpartien. Das Ganze schien mehr eine Traumszenerie als wirklich.

Kuno hätte wer weiß wie lange so weiterfahren mögen, aber nur zu bald hatten sie die Ringstraße bis zur Bellaria durchmessen und bogen in die Burggasse ein. Und ehe man sich's versah — sie hatten kaum noch etwas miteinander flüstern können — war Kunos Aussteigestation da. Er drückte ihr leise seinen Wunsch aus, mit ihr weiterzufahren bis zu ihrem Ziel, allein ebenso leise und doch energisch bedeutete sie ihm, daß dies nicht angehe. Man könne nicht wissen, wer sie dort sehen würde. So gehorchte er, und als der Wagen hielt, schied er mit einem hastigen Händedruck und einem innigen Blick in Adas Augen. Die Dunkelheit machte ihn kühner.

Er stieg aus, während sie im Wagen zurückblieb, dem er noch lange nachschaute. Bald aber verschwand das rote Licht an einer Wegbiegung seinen Blicken, und er konnte nicht mehr sehen, wie im Inneren des Wagens der blonde Mann sich erhob und auf die Plattform heraustrat.

2.

Das Burkhartsche Geschäft befand sich in einem Hofgebäude eines wenig modernen, schlichten Hauses in einer Nebengasse des siebenten Bezirks, während die Wohnung nach vorn hinaus im zweiten Stock lag. Es war noch nicht viel später als neun Uhr, als Kuno heimkehrte, und er dachte, daß der Vater, der gewöhnlich bis gegen zehn Uhr ausblieb, noch nicht zu Hause sein würde.

Langsam stieg der junge Mann die ziemlich steilen Stufen zu dem Treppenabsatz des zweiten Stockwerkes empor, wo sich rechts und links Türen befanden. Diejenige links führte zur Burkhartschen Wohnung.

Kuno griff in die Tasche, zog seinen Schlüssel heraus, öffnete die Tür und trat in das Vorzimmer, aus dem in Abwesenheit der Mutter ebenso wie in den naphthalinduftenden Zimmern jeder Schmuck entfernt war.

Das Vorzimmer hatte rechts von der Eingangstür ein Fenster, durch das vom Gang etwas Licht einfiel. Links sah man eine Tür mit gewellten Glasscheiben, die zur Küche führte, nach vorn zu befand sich eine große Tür und daneben eine kleinere. Rechts sah man die Vorrichtung zum Ablegen der Überkleider, und hier hing Kuno seinen Hut an einen Nagel, an dessen Nachbar bereits der des Vaters hing, worauf er durch die kleine, schmale Tür in das einfensterige Zimmer des Vaters trat, durch das er gehen mußte, um das seinige zu erreichen. Für einen unsoliden jungen Mann wäre das keine geeignete Einrichtung gewesen, weil der Vater auf diese Weise immer wußte, wann er nach Hause kam. Kuno hingegen hatte bis jetzt noch nicht einmal gespürt, daß dies eine Unbequemlichkeit für ihn war.

Zu seinem Erstaunen sah er beim Eintritt in das Zimmer den Vater bereits halb ausgekleidet auf seinem Bette an der Wand links von der Eingangstür sitzen und beim Schein der auf seinem Nachttisch stehenden Kerze in einer Zeitung lesen.

„Schon zu Hause?“ fragte der Vater, den Kopf hebend.

„Und du, Vater? Weshalb bist denn du schon daheim?“ fragte der Sohn zurück.

„Ja, ich!“ antwortete der Vater achselzuckend.

Kuno ging an ihm vorbei in sein ebenfalls einfensteriges Zimmer rechts nebenan, das genau dieselben Maße hatte wie das des Vaters, aber wohnlicher war, weil es statt der drei Türen nur eine aufwies.

Während er ablegte und es sich bequem machte, sagte der Vater von drinnen: „Ich hätt' nicht geglaubt, daß du so bald kommst."

„Warum denn?"

„Du warst ja in Gesellschaft."

„Eine zufällige Begegnung," stotterte der Sohn, froh, daß er dem Vater nicht in die Augen zu blicken brauchte. „Mit wem warst denn du?"

„Hast ihn denn nicht gesehen?" fragte der Vater zurück. „Der Guntram war's."

„Ah so! Der Herr Guntram!" Kuno war im Augenblick der Begegnung so verblüfft gewesen, daß er den Begleiter seines Vaters nicht erkannt hatte.

„Du, wenn das nur wirklich eine zufällige Begegnung war!" sagte der Vater, ein mittelgroßer Mann in den Fünfzig mit angegrautem Haar und Bart, die einst blond gewesen sein mochten, und einem bedächtigen Wesen. „Das sollt' mich freuen! Hast wirklich kein Verhältnis mit dem Mädel? Nein? Desto besser! Zu solchen Dummheiten hast du die Zeit verpaßt. Jetzt bist du achtundzwanzig. Zeit zum Heiraten."

„Es pressiert noch nicht," entgegnete Kuno leichthin, während er vor seinem Bücherbrett stehen blieb und nach einem Buch suchte.

„Es pressiert nicht, sagst du?" wiederholte Burkhart senior, in seinem Zimmer auf und ab gehend und durch die offene Tür zu seinem Sohne sprechend. „Du weißt doch sehr gut, daß wir im Geschäft jetzt eine sehr kritische Zeit zu überstehen haben. Wie viel leichter wär' sie zu überwinden, wenn frischer Zufluß käme.

Wenn du eine Braut mit Mitgift kriegst, reißen wir uns heraus und stehen wieder fest. Jetzt aber wackeln wir. Das ist nicht zu leugnen."

Kritische Zeit? Wackeln? Kuno wußte es und litt genug darunter. Bei Fälligkeitsterminen wurde das Geld für die Wechsel immer schwerer zu beschaffen, die Rechnungen konnten nicht pünktlich bezahlt werden, und ihr Kredit war nicht mehr so groß wie früher. Ihm selbst war dies am meisten verhaßt, denn aus freien Stücken hätte er nie einen Menschen auf sein Geld warten lassen. Neue Zuflüsse! Gewiß, die konnten sie brauchen.

„Kann man sich denn nicht anders Geld verschaffen?" fragte er den Vater nach einer Pause.

„Ich müßte einen stillen Kompagnon nehmen," entgegnete Burkhart zaudernd. „Aber der verlangt dann sein Geld gut verzinst, und ich häng' gewissermaßen von ihm ab. Bis jetzt bin ich wenigstens in meinem Geschäft allein Herr gewesen, und ich möcht' es nicht mehr anders erleben. Das wär' doch ganz anders, wenn du Geld ins Haus brächtest."

„Aber wenn ich vielleicht keine vermögliche Frau bekäme?" wandte Kuno ein. „Man erkundigt sich doch. Und wenn man dann hört, daß unser Kredit erschüttert ist, glaubst du, daß das eine Empfehlung ist?"

„Darum ist mir nicht bang. Du kriegst schon eine. Man kennt mich, und ich glaube, persönlich den Ruf eines anständigen Geschäftsmannes zu besitzen. Jeder weiß, daß meine Zahlungsstockungen von einer geschäftlichen Krise herkommen, für die ich nichts kann und die mit etwas Betriebskapital leicht überwunden wird. Es gibt noch Leute, die sich in die Verhältnisse eines anderen hineinzuversetzen verstehen. Zum Bei-

spiel der Guntram. Der weiß sehr gut, daß er gar nichts riskieren würde, wenn er dir eine Tochter zur Frau gäbe."

Aha, der Guntram! Das also war's? Der Sohn stand jetzt mit dem gewählten Buch in der Tür und starrte den Vater an.

„Ist am Ende dennoch etwas los mit der Rothaarigen?" fragte dieser besorgt. „Du bist doch nicht etwa da gebunden?"

„Keine Spur!" beruhigte Kuno ihn rasch in dem Tone der Wahrheit, so daß es dem Vater nicht entging. „Unsere Bekanntschaft befindet sich erst in den Anfangsstadien. Ich bin nicht so weit, daß ich dir sagen könnte: Die und keine andere. Ich kenn' sie noch viel zu wenig."

„Sei froh, daß du dich noch nicht weiter eingelassen hast!" mahnte der Vater. „Ist natürlich ein armes Mädel trotz der Aufgeputztheit — was? Probiermamsell oder so was? Schau, Kuno, tu deinen Eltern dergleichen nicht an. Von mir aus, wenn ich Vermögen hätte, dann könntest du heiraten, wen du wolltest. Obgleich mir natürlich ein Mädel aus gutem Haus lieber wäre als so eine. Aber unsere Verhältnisse liegen nicht so, daß man ganz seinem Gusto nachgehen kann. Du kannst kein armes Mädel heiraten. Wenn's so bleibt wie jetzt, können wir froh sein, wenn wir unseren bisherigen Hausbrauch aufbringen. Mit einem mittellosen Mädchen auf unsere Hilfsmittel hin eine neue Familie gründen, das kannst du als gewissenhafter Mensch nicht. Denn es ist zweifelhaft, ob wir uns ohne neue Kapitalien noch lang halten können. Irgend ein Bankrott, der uns in Mitleidenschaft zieht, und wir sind geliefert. Wenn ich einmal die Zahlungen sollt' einstellen müssen, was fängst du dann mit deiner neuen Familie an?"

Die Zahlungen einstellen müssen! Ein Frostschauer lief Kuno über den Rücken. Er wußte, daß es kein leeres Schreckgespenst war, das der Vater heraufbeschwor. Sie standen nicht mehr fest auf den Füßen. Ein unvorhergesehenes Ereignis konnte sie mitreißen. In so etwas zog man wirklich kein Prachtgeschöpf wie die Ada hinein.

„Es ist überhaupt unangenehm, seinen Verpflichtungen nicht so nachkommen zu können, wie man möchte,“ fuhr der Vater fort, seine Wanderungen über den Teppich wieder beginnend. „Manchem macht das nichts aus, und er zahlt rein zum Vergnügen nicht. Ich bin nicht von der Sorte. Du auch nicht. Du weißt, wie mir das ist, wenn ich nicht pünktlich zahlen kann. Und denk an die Mutter. Wie die ohnehin schon immer Arges besorgt. Wenn es einmal richtig schief ginge, das wär' ein Jammer, den ich gar nicht mit ansehen möcht'. Schon ihr dürftest du das nicht antun, jetzt ein armes Mädel auch noch ins Haus zu bringen, zu allem übrigen. Es liegt in deiner Hand, Kuno, ob du deinen Vater herausreißen und deine Mutter von ihren Sorgen befreien willst.“

(Fortsetzung folgt.)





In den besten Jahren.

Novellette von C. Eysell-Kilburger.

Mit Illustrationen von Th. Volz.

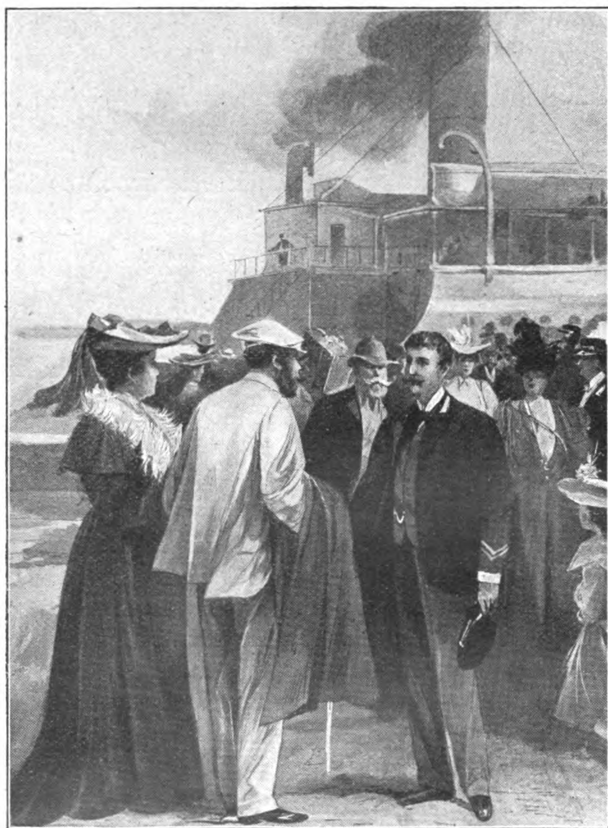


Der Dampfer hatte am Kai angelegt, die Angekommenen schoben sich durch die Empfangshalle, die wie ein Gewächshaus ausschaute, ins Freie, wo sie von den zahlreichen Hotelportiers wie eine umstrittene Beute in Empfang genommen wurden. Wer ohne einen festen Plan hergekommen war, fiel unweigerlich der energischesten dieser Hotelharpyien zu.

Ein recht wohlhabend aussehendes Paar in den besten Jahren wurde besonders stark umworben. Der Herr jedoch wehrte mit einer Handbewegung die Zudringlichen ab und winkte mit einer zweiten Handbewegung einen weniger Diensteifrigen herbei. „Pension Maggiore! Unser Gepäck trägt dort jener Matrose. Drei Stück. Ich nehme an, daß Sie Zimmer frei haben."

Nachdem er ein wenig mißtrauisch die Überlieferung des Gepäcks von dem Schiffsbediensteten an den Portier überwacht hatte, wandte er sich an die Dame, um ihr den Arm zu reichen. „Pallanza, unser Pallanza!" sagte er mit einem besonderen Ausdruck.

Es lag eine ganze Summe von aufgestapeltem Gefühl darin: erfüllte Sehnsucht, glückliche Erinnerung, Freude, Stolz, auch ein bißchen Rührung.



Die Dame drückte als Antwort seinen Arm und lächelte zu ihm auf. Dann schritten sie weiter, fest eingehängt, als wenn sie durch drohendes Menschengewühl

und nicht über die wie ausgestorbene Piazza gingen. In ihrer Art lag etwas von einer verspäteten Hochzeitsreise.

Ein paarmal zwang die Dame ihren Begleiter zum Stehenbleiben, um festzustellen, daß an dem Hotel dort dies und jenes verändert, und daß jene kleine Trattoria vor zwanzig Jahren nicht dagewesen sei. Auch das schöne Granitdenkmal des Carlo Cadorna war ihr fremd, und dort, wahrhaftig, gab es gar eine deutsche Apotheke!

Inzwischen hatte der Diener mit dem Gepäck einen Vorsprung gewonnen und sie im Hotel angemeldet.

Die Padrona, eine noch junge und hübsche Frau, empfing sie mit jener Hochachtung, die den Besitzern solider Juchtenkoffer auf Reisen gezollt wird. Ein wundervolles Zimmer im ersten Stock sei bereit, die Herrschaften aufzunehmen.

Denen aber war nichts an dem Prachtsalon gelegen, ein ganz besonderes Eckzimmer im obersten Geschoß war es, worauf ihre Wünsche gingen, und als es sich herausstellte, daß gerade dieses zu den wenigen besetzten gehöre, zog es wie der Schatten einer schweren Enttäuschung über ihre Stirnen.

Nun versuchten sie es dennoch, sich in dem Prachtsalon einzurichten, aber nichts war so, wie es sein sollte. Die Schlösser wollten nicht recht schließen, die Kommodenkasten sperrten sich. Zudem wirkte die zerschlissene und verblichene Pracht, die durch allerlei moderne, billige Einrichtungsstücke ergänzt war, wenig anheimelnd.

Ursprünglich als Palazzo eines Großen erbaut, hatte die Pension Maggiore mit den veränderten Verhältnissen ein Kompromiß schließen müssen. Zu prunkvollen Kaminen und schönen Deckenmalereien hatten sich billige Tapeten gesellt, Jutedecken und Matten bedeckten zum Teil den Terrazzoboden. Hier und dort noch ein ver-

goldeter Sessel, dessen wappendurchwirkter Seidenbezug das Futter durchschimmern ließ oder durch ein Stück Tüllgardine verdeckt wurde. Daneben banale Restaurationsstühle, spielerisch kleine Sofas, auf denen man weder bequem sitzen noch liegen konnte.

Die Dame hatte ihre zahlreichen Toilettenutensilien auf dem Kaminsims untergebracht und warf nun einen hilflosen Blick auf den Vorhang, der die als Kleiderschrank dienende Türnische verhüllte und sich über ihren Kleidern aufblähte.

Ihr Mann, der sich, wie alle Männer, während dieser Einrichtungsarbeiten höchst überflüssig vorgekommen war, legte nun den Arm um sie und führte sie auf den Balkon: „Laß jetzt das andere. Wir wollen nichts weiter denken, als daß wir hier sind, endlich wieder am Orte unseres jungen Glückes, wie wir es uns so lange gewünscht haben," sagte er.

Er war eine poetisch angelegte Natur mit Regungen starker Sentimentalität, für die freilich sein Beruf — er war Besitzer einer großen Spinnerei, die er aus kleinen Anfängen auf eine der Neuzeit entsprechende Höhe gebracht hatte — wenig Zeit ließ. Im Äußeren ein Mann, dem man es ansah, daß es ihm im Leben gut ging und daß er sich dessen bewußt war. Seine Frau präsentierte sich als eine elegante, recht stattliche Dame mit jener leichten Neigung zur Rundung, die den reiferen Jahren so wohl ansteht. Ihre Taille schnitt dabei vielleicht etwas allzu stark ein, ihr Haar war vielleicht etwas allzu dunkel, um ganz natürlich zu wirken, doch tat dies dem angenehmen Gesamteindruck keinen Abbruch.

Die Hände verschlungen, die Köpfe aneinandergelehnt, sahen sie hinaus über den blauen See und seinen Bergabschluß, über den schon die ersten violetten

Abendschatten sanken. Ein richtiges Liebespaar. Und die Erinnerung blickte ihnen über die Schulter und sprach zu ihnen: Weißt du es noch? Damals? Dort?



Sie belebte und vergoldete; jedes Winkelchen, das sie vor zwanzig Jahren zum ersten Male gesehen, leuchtete wie ein Edelstein in goldener Fassung. Damals, vor zwanzig Jahren, auf ihrer Hochzeitsreise! — —

Die Klingel für das Abendessen riß sie aus ihrer glücklichen Versunkenheit.

Im Speisesaale mit den zwei mächtigen vergoldeten Barockkredenzen und den rotbezogenen, schäbigen Krönungssesseln an den Wänden sah es unerfreulich leer aus. Zwei ungnädig blickende alte Französinnen, von denen man nicht begriff, warum sie sich gerade eine der beiden einzigen deutschen Pensionen in Pallanza auswählen mußten, um sie zu verunzieren; eine Globetrotter-Miß, die selbst jetzt nicht ihre karierte Jockeimütze abgelegt hatte; ein Berliner Baurat mit seiner Frau, beide sehr alt, beide etwas schwerhörig, er eine vertrocknete Mumie mit Wackelkinn, sie eine auseinandergegangene Fettmasse, die ein schwarzes, verjährtes Kleid notdürftig zusammenhielt.

Das Paar entpuppte sich als die Bewohner des von den Ankömmlingen erstrebten Zimmers und konnte sich nicht genug tun in der Schilderung der herrlichen Aussicht gerade von diesem Raume aus.

Mit dem Gefühle eines, der um sein gutes Recht betrogen worden, und der dennoch die Höflichkeit wahren muß, hörte ihm der Fabrikbesitzer zu, und nur die Versicherung des Greises, daß sie wohl in nicht allzu langer Zeit nach Lugano übersiedeln würden, versöhnte ihn etwas. Alles in allem ein unerquickliches Mahl, dessen Ende man nicht zu bedauern brauchte.

Gleich darauf erschien die Wirtin mit dem alten, dickleibigen Fremdenbuche, und beide schrieben sich ein: Hermann Kramer, Fabrikbesitzer — Marga Kramer, geb. v. Scheele.

„Wir blättern noch ein bißchen in dem Buche, es ist so nett, in der Fremde auf bekannte Namen zu stoßen,“ meinte die Dame leutselig, aber zugleich mit einer deutlichen Verabschiedung für die Padrona.

Sie rückten näher zusammen und blätterten. Aber nicht nach befreundeten Namen. Weit, weit zurück, um volle zwanzig Jahre. Ein Blatt nach dem anderen, bis dahin, wo die Ränder schon zerlesener aussahen und die Tinte blasser. Einen starken Stoß von Papier, lauter aneinandergereihte Namen, hielt der Mann in der Hand, bis er endlich an die beiden gesuchten kam.

Da standen sie!

Seine eigene Schrift war fast die gleiche wie jetzt, nur etwas weniger bewußt und weniger flüchtig, die der Frau aber stark verändert. Jetzt groß, frei, absichtlich kühn hingezogen, damals dünn, schüchtern, mit einer Richtung nach oben, als wolle sie an der Schrift des Mannes Halt suchen. Und natürlich war damals dem Namen ein „Frau" vorangesetzt. Wie würde eine junge Frau auf der Hochzeitsreise auf diese Bestätigung ihrer jungen Würde verzichten!

In lächelnder Rührung stellten sie es fest, und wieder strich ihnen die Erinnerung über die Wangen. —

Während der nächsten Tage lebten sie nun ganz in den Erinnerungen an früher. Sie besuchten alle die Plätze, die sie damals aufgesucht, und möglichst in derselben Reihenfolge, denn beider Gedächtnis war gut und hatte getreulich jede Stunde aus jener überglücklichen Zeit aufbewahrt. Sie schlenderten Nachmittags den schattigen Weg nach Intra, hockten dort auf den Kieseln des Strandes und stärkten sich mit einem höchst fragwürdigen Asti spumante für den Rückweg. Sie fuhren mit dem Dampfer die umliegenden Ufer ab, Stresa, Baveno, Laveno, erlagen wieder dem unvergleichlichen Zauber der Isola bella. In der Barke ließen sie sich nach der Isola Madre rudern und würzten die Fahrt durch eine Unterhaltung mit dem Schiffer in einem sonderbaren Gemisch von Französisch und Ita-

lienisch. Sie saßen vor den Hotels und Cafés und beobachteten das Straßenleben, gingen in den verzwickten engen Straßen auf Entdeckungsreisen und kauften in der Via Cavour allerlei nationale häßliche Nichtigkeiten, die sie hinterher dem Zimmermädchen schenkten. Und immer ging die Erinnerung mit ihnen und flüsterte ihr: Weißt du es noch?

Aber diese Erinnerung war doch nicht ganz das, was sie gewollt und ersehnt hatten.

Es kam vor, daß wenn sie sich so recht in das berauschende Augenblicksglück jener Stunden versenken wollten, sie es wie eine leise Lähmung in sich fühlten, die sie am Genießen hinderte; gegen den Überschwang jener Stunden erschien ihnen ihr jetziges Fühlen matt, abgeblaßt. Wo sie früher gejubelt hatten, trat ihnen jetzt ein Wort der Wehmut auf die Lippen.

Gleich darauf schämten sie sich und versuchten nun, durch doppelte Heiterkeit der Stimmung Herr zu werden. Beileibe sollte nicht einer vom anderen merken, daß ihn schon wieder etwas trübe angeflogen.

Dann wurden sie sehr lebhaft, witzelten und belachten die eigenen Witze überlaut. Aber ihre Ausgelassenheit war ohne Glanz, ihre Witze kamen ihnen selbst gemacht und läppisch vor.

Dazu kam, daß Frau Marga seit ihrer beginnenden Korpulenz kurzatmig und schlecht auf den Füßen war und schon über kleine Wege seufzte, während ihr Mann durch eine Magenverstimmung gepeinigt wurde. Da bekam ihm die ölgetränkte italienische Küche natürlich sehr übel, und das drückte wiederum auf die Stimmung. Es ließ sich ja noch ertragen, aber damals war das doch so ganz anders gewesen. Da hatte eine stundenlange Fußwanderung in der Sonne nichts als eine leichte wohlige Ermüdung gebracht, nach der die Ruhe doppelt

köstlich war, und kein in Öl gesottenes Zucchetti hatte dem Magen das geringste Unbehagen verursacht.

Ja damals! Ihre Verhältnisse waren da durchaus nicht berühmt gewesen, und jene italienische Reise ein Leichtsinn, den eben nur die Hochzeitsreise entschuldigen konnte. Aber gerade das leichte Knausern, das humorvolle Rechnen, ob man diese oder jene kleine Ausschweifung wohl verantworten könne, hatte der Sache Würze verliehen. Heute wo ein Hundertlireschein keine Rolle mehr spielte, waren sie anspruchsvoll geworden, mäkelten an allem.

Nicht besser erging es mit der Sprache. Vor zwanzig Jahren war ihnen das Radebrechen ein amüsanter Zeitvertreib gewesen — jetzt ärgerte es sie, wenn man sie nicht verstand. Früher hatte Frau Marga im sicheren Gefühl, es mit jeder aufnehmen zu können, ihren Mann auf die hübschen Mädchen aufmerksam gemacht — bemerkte er jetzt von selbst eines, so gab es ihr einen Stich der Eifersucht.

Immer war Herr Kramer sehr stolz auf seine Frau gewesen, ihre schlanke Figur, ihre weißen Kleider waren sein beständiges Entzücken. Heute trug sie keine weißen Kleider mehr, weil sie das zu stark erscheinen ließ, aber eine Vorliebe für anspruchsvolle helle Seidenblusen mit Spitzen und gebauschten Ärmeln, wie für große, kühn garnierte Hüte war ihr geblieben, und ihr Mann hatte sie unterstützt, weil es die Illusion seiner eigenen Jugendlichkeit kräftigte, wenn er sie so jugendlich zurechtgemacht sah.

Nun kam es vor, daß seine Phantasie unter dem malerischen Schleierhute ein junges, weiches Gesichtchen mit süßen, erstaunten Frageaugen suchte, und daß ihm das reife Antlitz mit den Fältchen um Mund und Augen, mit dem aufgelockerten Fettpolster von Wangen

und Hals wie etwas ganz Fremdes erschien. Manchmal sogar wie etwas Unbehagliches, mit dem man ihn betrogen habe.

Was aber das Schlimmste war: als sie vor zwanzig Jahren glücklich zusammen hinausgezogen, waren sie sich etwas Neues gewesen. Keine Stunde, in der sie sich nicht neu entdeckten; jeder Satz, den sie sprachen, ein köstlicher Fund für den anderen. Jetzt gab es nichts mehr zu entdecken, jeder hatte den anderen bis zum Grunde ausgeschöpft. Er kannte ganz genau die Worte, mit der sie an irgend einer schönen Stelle ihrem Entzücken Ausdruck geben würde; sie wußte von jedem Geschichtchen, das er bei Tisch zu erzählen liebte, die Pointe im voraus.

Aber noch immer führten sie ihre Streifzüge aus, zärtlich Arm in Arm, wie ein echtes Hochzeitsreisendenpaar, weil es nun einmal so in das Programm ihrer Erinnerungsfeier gehörte. Aber die Freudigkeit fehlte, die Kraft des Genießens war schwach. Jede Erinnerung barg ein Körnchen bitteren Bodensatz. Zuweilen verursachte ihnen das unausgesetzte nahe körperliche Beieinander geradezu Unbehagen. Übermüdet, in galliger Laune kamen sie dann in ihrem Salon an, um über dessen Unwohnlichkeit zu stöhnen.

„Laß nur, wenn wir erst in *unserem* Zimmer sind, dann wird gewiß alles wieder gut,“ trösteten sie sich dann.

Und die Stunde kam, in der das baurätliche Paar sich verabschiedete. Die alte Dame schüttete in der Abreiseerregung noch eine blutigrote Tomatensoße über das Tischtuch, und als der Herr sich deshalb entschuldigte, geschah es mit der erhobenen Stimme des Schwerhörigen und unter einem kläglichen Wackeln des Unterkiefers.

Frau Marga empfand einen lebhaften ästhetischen Schauder, der ihr die Freude über ihre Abreise etwas verkümmerte, aber die Übersiedlung in das begehrte Zimmer lenkte sie ab.



Ehe sie schlafen gingen, machten sie noch einen Gang durch den Park ihres Palazzo. Die ursprüngliche Anlage war unverändert geblieben, der Tritonbrunnen, der den Eingang beherrschte, der Pavillon mit seinen bunten Scheiben und gepolsterten Rundsitzen, von dem aus man die ganze Straße weithin übersehen konnte, war unversehrt. Aber die Stufen, die hinaufführten,

waren zerbröckelt, die Eisengeländer rostig und lose geworden.

Sie kannten noch jeden Baum und Strauch. Wie der Kamelienbusch dort am Wege sich ausgewachsen hatte, wie die Bambuspflanzung zu einem undurchdringlichen Urwald ausgeartet war, welche Riesenstämme diese Magnolien! An den Zitronenbäumen die Früchte grün und gelb durcheinander, handgerecht zum Pflücken. Und der Oleander duftete genau so schwer und würzig wie damals.

Sie gingen durch einen verwilderten Laubengang von Myrten, Lorbeer und Hortensien. Hier hatte sich die ganze ausgebrütete Hitze des Tages noch zusammengeballt erhalten, es war bedrückend schwül. Die mattblauen Hortensientrauben, im Dunkel farblos, hingen schwer herab und streiften ihren Scheitel.

Er brach ein Myrtenzweigelchen ab und hielt es über sie. „Erinnerst du dich noch, wie ich dir hier das erste pflückte und ins Haar flocht?“ fragte er zärtlich.

Sie nickte.

Aber als er sie fester zu sich ziehen wollte, fand er zum ersten Male kein gefügiges Nachgeben.

Alsdann versuchten sie es, sich an „ihrem“ Zimmer, demselben, in dem sie vor zwanzig Jahren ihre Flitterwochen verlebt hatten, zu freuen. Der Mann hatte im Vorübergehen einen ganzen Arm voll gelber Rosen und Oleanderblüten aus all dem Überfluß abgerissen; die schüttete er jetzt auf den Tisch wie zu einem Opfer. Festlich sollte es werden! Ein Fest der Erinnerung!

Die Frau aber atmete bedrückt. „Komm hinaus auf unseren Balkon,“ bat sie. „Mir ist's, als ob ich hier noch den Mumienduft der beiden Alten witterte. Unser schönes Hochzeitszimmer uns so zu verekeln!“

Auf dem Balkon war es stimmungsvoll. Vom See

her strich es kühl herüber, und die Düfte des Gartens, die heraufdrangen, hatten ihre Aufdringlichkeit verloren. Nur noch ein leise schmeichelndes Aroma, das die Nerven angenehm streichelte. Als schmale Sichel stand der Neumond am blauschwarzen Himmel und spannte eine glatte Lichtbrücke über das blauschwarze Wasser. Gelbrot und lustig blitzten die Lichter von Stresa herüber. Von Intra her kam ein Dampfer gezogen. Man hörte das Arbeiten seiner Schaufelräder, indes der schwarze Rumpf in der Dunkelheit verschwand. Seine gelben, roten und grünen Lichter spiegelten sich in langen, bewegten Streifen auf dem Wasser wie die Lichtfontänen eines Feuerwerks.

„Ist das nicht schön?“ fragte der Mann ganz begeistert. „Und sind wir nicht glücklich? Ebenso glücklich wie vor zwanzig Jahren? Und ebenso jung?“

Sie antwortete nicht. Er sah nur, daß ein Seufzer ihre Brust hob. Dann fuhr sie verstohlen mit dem Finger über die Augen. „Entschuldige mich, ich bin müde und möchte mich lieber legen,“ erwiderte sie endlich gepreßt. „Das ewige Stehenmüssen wird mir etwas viel. Ich denke, morgen werde ich schon wieder frischer sein.“

Gefällig knipste er das elektrische Licht auf, dabei daran erinnernd, wie man sich früher mit den zwei üblichen Hotelkerzen habe behelfen müssen.

Wie sentimental sie doch war! Und wie gut, daß er gerade etwas zur Hand hatte, ihre trübe Laune zu besiegen!

Während sie etwas umständlich ihre Nachttoilette begann, machte er sich in seiner Brusttasche zu schaffen, knisterte mit Papier. Dann trat er gerührt und feierlich auf seine Frau zu, ein mattfunkelndes Schmuckstück in der Hand.

„Weißt du es noch, wie ich damals unseren Einzug

in dieses Zimmer feierte? Einen Schmuck für meiner Liebsten Hals. Damals freilich nur ein bescheidenes Korallenkettchen, und auch heute nichts besonders Wertvolles. Immerhin ein gutes altes Stück, das sich wunderlicherweise gerade nach Pallanza verirrt hat. Gestattet meine Herrin, daß ich es ihr umlege?“ fragte er scherzend.

Es war ein Anhänger mit Kette, alte Emailarbeit mit kleinen Smaragden, Rubinen und hängenden Perlen. In der Mitte ein Sankt Georg in rot emaillierter Nische.

„Wie gut du bist! Der aufmerksamste Mann der Welt, wirklich noch wie ein Bräutigam! Wahrhaftig, dir haben die zwanzig Jahre nichts genommen,“ sagte sie gerührt und beugte ihm den Hals entgegen. Ihre Stimme zitterte ein wenig.

Er schloß die Kette und sah nachdenklich auf den noch immer schönen Hals hernieder, der die reife Weiße der vierziger Jahre zeigte.*) „Weißt du auch noch, daß du damals gar keinen Schmuck hättest tragen sollen, weil dein Hals ein natürliches Kettlein aufwies, eine entzückende, ringsum gehende kleine Rinne, für den Kenner etwas ganz besonders Reizendes? Ich habe später nicht mehr daran gedacht, und jetzt suche ich vergeblich nach diesem Kettlein. Das erinnert doch daran, wie die Jahre gehen.“

Sie hätte aufschreien mögen, die lange angesammelte Wehmut an seinem Halse ausschluchzen. Aber sie raffte sich zusammen. „Deine Generosität wird uns darüber trösten müssen,“ warf sie mit einem schwer errungenen Lächeln hin. „Wie prächtig, daß ich einen Mann habe, der das, was die Jahre verschuldet haben, mit Gold zudeckt!“ — —

Ein paar Stunden später wachte Herr Kramer auf,

*) Siehe das Titelbild.

mit einem unbehaglichen Gefühl, als ob ihm etwas fehle. Als er die Hand ausstreckte, war das Bett neben ihm leer.

An der offenen Balkontür sah er seine Frau im Nachtgewand sitzen, ein Tuch umgeschlagen. Die Bewegung ihrer Schultern sagte ihm, daß sie schluchzte, wenn sie auch jeden Laut verbiß.

„Um Gottes willen, Kind, was ist denn das mit dir?" rief er ganz bestürzt. „Du warst doch so vergnügt die ganze Zeit über."

Sie bewegte nur, ohne zu antworten, ablehnend den Kopf, was ihn verdroß.

„Mach, bitte, keine Szene, mitten in der Nacht," verwies er sie. „Es ist unrecht und undankbar von dir, uns mit einer hysterischen Laune die glückliche Zeit hier zu verbittern."

Da stand sie auf und setzte sich auf den Rand seines Bettes. „Die glückliche Zeit hier? War es wirklich eine glückliche Zeit?" fragte sie bitter. „Was für Narren sind wir doch gewesen, daß wir uns anmaßen wollten, eine verflossene Jugend zu wiederholen!"

Er verstand sie nicht, und es war ihm leid um die gestörte Nachtruhe, so daß er unfreundlich erwiderte: „Schlaf dich lieber aus, dann wirst du morgen wieder vernünftiger sein."

„Nein, das werde ich nicht. Ganz gewiß nicht, solange diese Erinnerungskomödie dauert. Verstehst du es denn nicht, daß diese Jugend, die wir so künstlich wieder beleben wollten, sich für diese Vergewaltigung an uns rächt, es uns nur deshalb zum Bewußtsein bringt, daß wir alt geworden sind? Alt im Empfinden, alt im Genießen. Die Jahre haben uns denn doch noch mehr genommen als das kleine Kettlein um meinen Hals. Zwanzig Jahre! Die sind nun hingegangen

wie ein Traum — und andere zwanzig Jahre werden hingehen, dann sind wir so alt wie jene beiden jämmerlichen Alten, die hier gehaust — und dann — — ach, mir ist es, als ob ich mit dieser Vorstellung den Boden unter den Füßen verlöre, fühlte, wie das Leben rinnt, rinnt — —"

Ihr Mann spürte, wie sie in einem plötzlichen Schauer bebte. Es wurde ihm sehr unbehaglich zu Sinne. Jede Erinnerung an das Altwerden war ihm unbequem und peinlich. Wohl verriet ihm ein dunkles Nachempfinden, was in seiner Frau vorging, aber er stemmte sich mit aller Gewalt dagegen. „Das ist ja alles Unsinn, was geht's uns an, was werden wird? Glücklicherweise sind wir noch in unseren besten Jahren," sagte er sehr bestimmt, als sei damit jeder Einwand abgeschnitten.

Sie schüttelte den Kopf. „Du fühlst es ja doch selbst," entgegnete sie trübe. „Wehre dich doch nicht dagegen. Was ist denn unser ganzes Getue diese Wochen hindurch anderes gewesen als der Wille einer tröstlichen Illusion? Genau dasselbe wie dieser Ausdruck von den — besten Jahren."

Aus dem Lächeln, das sie versuchte, wurde eine Grimasse. Dann gab sie sich nach, legte den Kopf an seine Schulter und schluchzte sich aus, wie sie als ganz junge Frau es getan hatte, wenn irgend ein alltäglicher kleiner Kummer sie bedrückte.

Und in diesen Tränen wurde ihr freier. Sie waren das einzig Wahre in der unbewußten Komödie dieser Erinnerungsfeier.





Die Geheimnisse des Kinematographen.

Eine technische Studie. Von M. Elsner.

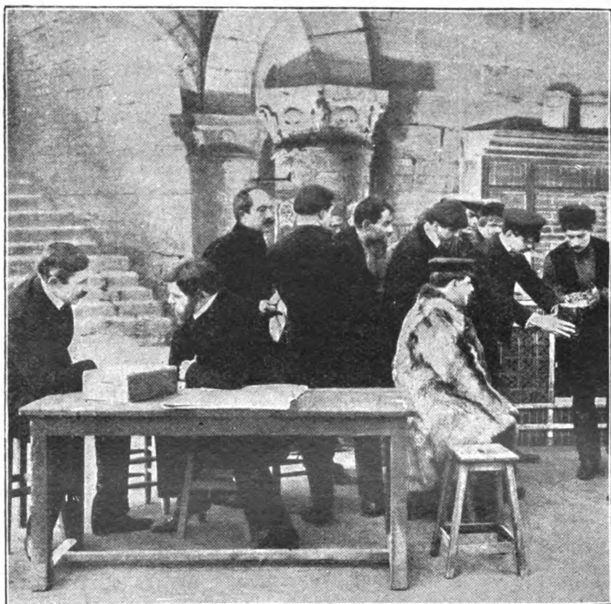


Mit 7 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Tiefe Dunkelheit liegt über dem dichtgefüllten Saal. Nur aus einer kleinen Luke in der Wand gegenüber der Bühne fällt ein weißer Lichtkegel auf die Leinwand, welche die Stelle des Vorhangs einnimmt. Auf der grellbeleuchteten Fläche ziehen allerlei starkbewegte Bilder als ein täuschender Spiegel des wirklichen Lebens vorüber: die interessanten Phasen eines Ringkampfes, aufregende Szenen aus dem russisch-japanischen Kriege, das wandelnde Panorama einer von der Lokomotive eines Blitzzuges aus aufgenommenen Landschaft und vieles andere mehr.

Aber das Publikum hat heute nur geringe Aufmerksamkeit für alle diese schönen Dinge, und mit Ungeduld sieht es der Schlußnummer entgegen. Denn das Programm verheißt eine außergewöhnliche Sensation: Die Vorführung des Attentats auf den Großfürsten Sergius von Rußland, der im Bereich des Kreml zu Moskau einem Bombenanschlage zum Opfer fiel. Man ist voll äußerster Spannung, aber in diese Spannung

mischt sich bei einigen skeptisch veranlagten Naturen eine beträchtliche Dosis von Mißtrauen gegen den merkwürdigen Zufall, der den Photographen mit seinen komplizierten kinematographischen Aufnahmeapparaten



Die Herstellung der „Bombe“.

gerade im Augenblick der Tat auf den Schauplatz des Ereignisses geführt haben soll.

Aber dieser dienstwillige Zufall scheint in Wahrheit noch viel seltsamer, ja auf eine geradezu wunderbare Weise gewaltet zu haben. Denn als nach einer kleinen Pause der Lichtkegel wieder auf die Leinwand fällt, sieht das Publikum zu seiner Überraschung sogar die Vorbereitungen der fanatischen Tat. In einem ro-

mantisch anmutenden Kellergewölbe sind die Verschwörer zu einer letzten entscheidenden Beratung versammelt, eine Anzahl charakteristischer Gestalten mit düsteren, entschlossenen Mienen, ganz so, wie sich die Phantasie



Der Attentäter wirft die Bombe unter den Wagen.

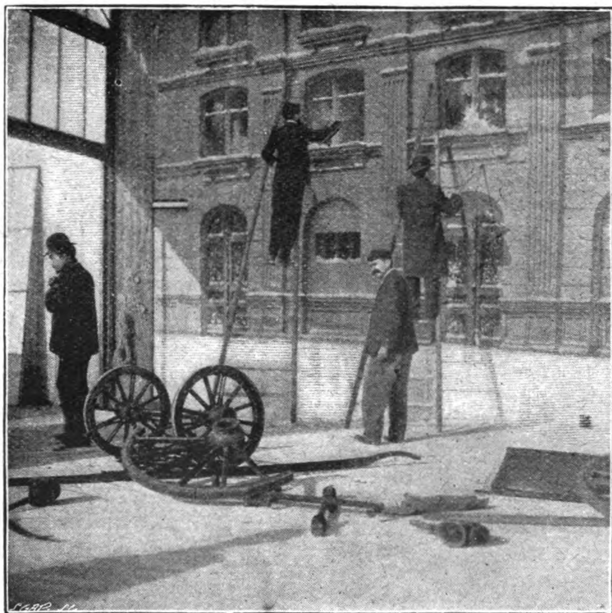
des Zeitungslesers die fanatischen Nihilisten vorstellt. Das Los, das den Vollstrecker des über den Großfürsten gefällten Todesurteils bestimmt, wird gezogen, der Gewählte erklärt sich mit feierlichen Gesten zur Ausführung bereit, und man schreitet unverzüglich zur Herstellung der Bombe. Vor den Augen der von heimlichem Gruseln erfaßten Zuschauer wird sie mit Dynamit, Eisennägeln und anderen teuflischen Dingen gefüllt, natürlich unter

Aufwendung aller gebotenen Vorsicht, und nachdem sich die Verschwörer nochmals mit theatralischem Handschlag ihrer unverbrüchlichen Treue und Verschwiegenheit versichern, verdunkelt sich für die Dauer einiger Sekunden die Leinwand, um beim Wiederaufflammen des Lichtes eine völlig veränderte Szenerie zu zeigen: eine schneebedeckte Straße vor einem altersgrauen monumentalen Gebäude, dessen Fassade ungefähr bis zur Höhe des zweiten Stockwerks sichtbar ist. Auf den Gesimsen der Fenster liegt ebenfalls Schnee, und der Zuschauer bedarf keines besonderen Aufwandes an Phantasie, um sich in das winterliche Moskau und auf den durch seine stolzen Traditionen geheiligten Boden des Kreml versetzt zu glauben. Passanten kommen und gehen, Leute in gegürteten Kitteln und hohen Stiefeln, die Pelzmütze tief in die bärtigen Gesichter gedrückt.

Plötzlich eine Bewegung. „Der Großfürst kommt!" Die Neugierigen bleiben stehen und blicken nach rechts, von wo sich der Wagen des Gefürchteten nähert. Es ist nicht gerade eine Karosse von kaiserlicher Pracht, deren sich der einflußreichste Mann des Zarenreiches bedient. Die Pferde haben verzweifelte Ähnlichkeit mit gewöhnlichen Droschkengäulen, und auch die Gangart, in der sie sich bewegen, ist der diesen edlen Rennern eigentümliche, langsame Zuckeltrab. Aber hinter dem Fenster des geschlossenen Wagens wird jetzt der Kopf des Großfürsten sichtbar, mit goldblinkendem Adlerhelm geschmückt und von frappanter Ähnlichkeit mit den aus den Zeitschriften bekannt gewordenen Bildnissen. Da löst sich aus der Menge ein Individuum los, in welchem der eingeweihte Zuschauer sogleich den durch das Los bestimmten Attentäter wiedererkennt. Unbekümmert um die in mehreren stattlichen Exemplaren vertretenen Schutzleute nähert er sich mit seiner Bombe dem Wagen

und schleudert den unheilvollen Behälter unter die Räder.

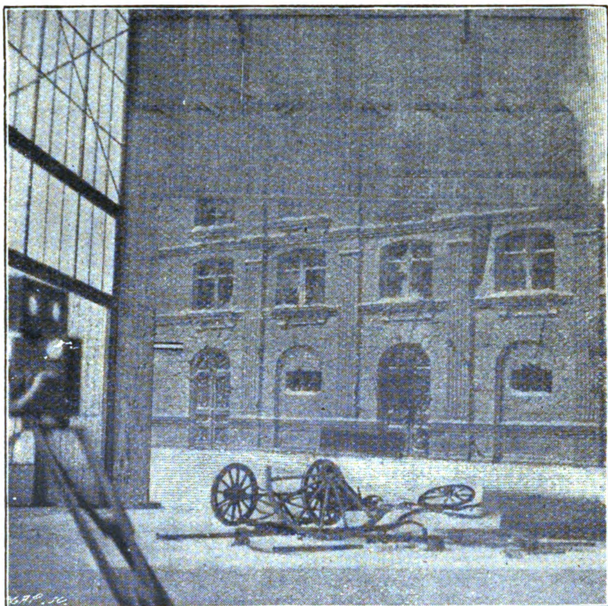
Da die Photographien glücklicherweise stumm sind, bleibt den Nerven der Zuschauer der ohrenbetäubende Knall erspart, der die Explosion begleitet haben muß,



Herstellung der von der Explosion angerichteten Zerstörungen.

im übrigen aber läßt das Folgende an Anschaulichkeit und erschütternder Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Eine schwarze Rauchwolke steigt auf, und dann verhüllt ein Nebel von Schnee und Staub sekundenlang den Schauplatz des grausigen Ereignisses. Noch ehe sie sich ganz verzogen hat, sieht man aus der Luft allerlei Trümmer und Bruchstücke des offenbar in tausend Stücke

zerrissenen Wagens herabfallen. Und dann — eiskalt rieselt es den Zuschauern über den Rücken — erblickt man auf dem Pflaster die Überreste des stolzen Gefährts, zerbrochene Räder, zerfetzte Polster, verbogene Eisenteile und einige andere schwer definierbare Gegen-

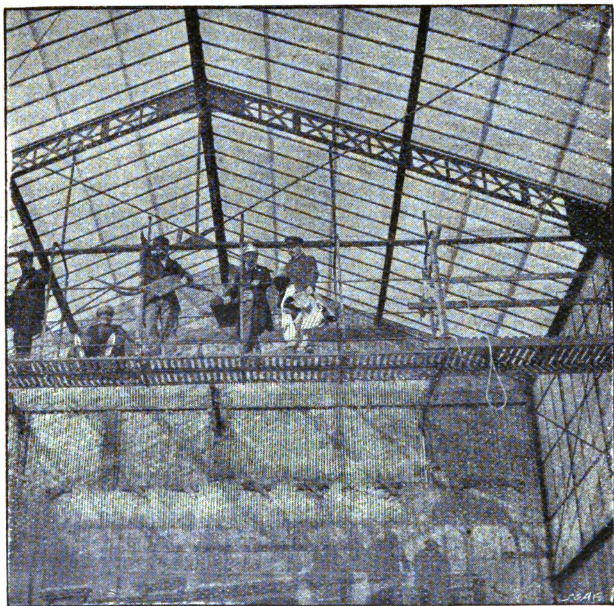


Der Schauplatz des Attentats.

stände. Einige von den Augenzeugen des grausigen Vorganges sind mit erhobenen Händen davongestürzt, andere, beherztere, eilen herzu, und ein paar von den allerbeherztesten werfen sich auf den Attentäter, der nach vergeblichem Fluchtversuch und kurzem, erfolglosem Widerstande dingfest gemacht wird.

Namentlich diese Szene, bei der dem Mörder fast

die Kleider vom Leibe gerissen werden und einige ganz ehrlich gemeinte Faustschläge fallen, ist von so überzeugendem Realismus, daß auch die zweifelsüchtigsten Zuschauer zu dem Glauben bekehrt werden, es müsse



Herabwerfen von Trümmerstücken zur Veranschaulichung der Explosionswirkung.

sich doch wohl um eine Aufnahme nach der Wirklichkeit handeln, um so mehr, als auch die nun folgende, wenig rücksichtsvolle Leibesvisitation des Verhafteten mit solcher Energie eigentlich nur von wirklichen, in Ausübung ihres Amtes befindlichen Polizisten vorgenommen werden kann.

Alles atmet erleichtert auf, als die Vorführung vor-

über ist; denn es gehören wirklich schon recht starke Nerven dazu, einem solchen Vorgang ohne Grausen und mächtige innere Erregung zuzusehen. Voll Mitleid mit dem bedauernswerten Opfer eines vor nichts zurückschreckenden Fanatismus und voll ehrfürchtiger Bewunderung für die großartigen Fortschritte der modernen Technik, die es sogar schon ermöglicht, derartige historische Ereignisse in all ihren Einzelheiten für die spätesten Geschlechter festzuhalten, gehen die Zuschauer nach Hause.

Und doch bedarf es wohl für keinen Einsichtigen einer besonderen Versicherung, daß von einer kinematographischen Aufnahme des Attentats an Ort und Stelle nicht die Rede sein konnte, sondern daß es sich dabei lediglich um eine künstliche Nachahmung des Vorganges handeln kann.

In der Tat hat das Publikum — ähnlich wie bei den sogenannten „Szenen vom Kriegsschauplatz" — nichts anderes zu sehen bekommen als eine gut inszenierte Komödie, deren Schauplatz nicht das Pflaster von Moskau, sondern ein für derartige Zwecke besonders eingerichteter großer Hofraum in Vincennes bei Paris gewesen ist. Der findige Unternehmer, der sich mit der Herstellung solcher Bilderreihen für öffentliche kinematographische Vorführungen befaßt, hatte die Unvorsichtigkeit, einigen Journalisten bei der Aufnahme des Moskauer Bombenattentats den Zutritt zu gestatten, und diese von Berufs wegen etwas indiskreten Herren beobachteten so wenig Verschwiegenheit über ihre Wahrnehmungen, daß auch wir heute in der Lage sind, unseren Lesern einen Blick hinter die Kulissen eines kinematographischen Ateliers zu gestatten.

Wenn es sich auch um eine an und für sich vielleicht tadelnswerte Täuschung des naiveren Publikums

handelt, so verdient die Geschicklichkeit und Sorgfalt, mit der dabei zu Werke gegangen wird, immerhin eine gewisse Bewunderung. Ein großer Apparat von mehr als fünfzig Statisten mußte in Bewegung gesetzt werden,



Die Festnahme des Attentäters.

um den Anschlag in hinlänglich glaubhafter Weise zu veranschaulichen, und erst nach vielen umständlichen Proben konnte man zur Aufnahme der für die Vorführung bestimmten Bilder schreiten. Die Verschwörerszene bot in dieser Hinsicht noch verhältnismäßig die wenigsten Schwierigkeiten. Auch ein für die Darstellung des Großfürsten geeignetes Individuum war unschwer

gefunden. Aber die Begleiterscheinungen der Explosion machten schon größere Vorbereitungen nötig. Das „monumentale" Gebäude im Hintergrunde, das natürlich nur ein gemalter Prospekt war, mußte zum Beispiel mancherlei Spuren der durch verstreute Sprengstücke angerichteten Zerstörungen zeigen.

Zu diesem Behuf wurden die Aufnahmen nach dem Schleudern der „Bombe" für eine Weile unterbrochen, und die geschickten Hände einiger Maler zauberten mit erstaunlicher Geschwindigkeit allerlei Risse und Sprünge in das leinene Mauerwerk, wie auch ein paar Pinselstriche hinreichten, die zerbrochenen Fensterscheiben in täuschendster Naturwahrheit herzustellen.

Für die Erzeugung der Rauchwolke genügte das Anzünden eines qualmenden Pulvers, der aufwirbelnde Staub aber wurde ebenso wie die aus der Luft herabfallenden Trümmer dadurch in die Erscheinung gerufen, daß einige auf dem Dach des Schuppens postierte Arbeiter im gegebenen Augenblick mehrere mit Staub gefüllte Säcke ausschütteten und die bereit gehaltenen Gegenstände auf den Schauplatz der Katastrophe hinabwarfen. Da die mit beliebigen Unterbrechungen aufgenommenen Bilder bei der Reproduktion selbstverständlich in ununterbrochener Folge gezeigt werden können, mußte der Eindruck ein vollkommen überzeugender sein.

Was aber den bewunderungswürdigen Realismus bei der Festnahme des Attentäters betrifft, so kam es dem Unternehmer sehr zu statten, daß er sich seine Statisten zumeist in jenen Kreisen der Pariser Bevölkerung gesucht hatte, für die mehr oder weniger ernsthafte Raufereien zu den auserlesenen Vergnügungen ihres irdischen Daseins gehören.

So kam es auf die natürlichste Weise von der Welt, daß die maskierten Muschiks und Moskauer Polizisten sich von der Begeisterung für die ihnen zuerteilte Rolle dem unglücklichen „Attentäter“ gegen-



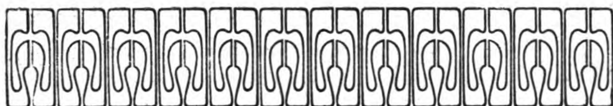
Die Leibesuntersuchung des Attentäters.

über zu den kräftigsten Handgreiflichkeiten hinreißen ließen, und daß die entscheidende „Aufführung“ für den Talminihilisten beinahe schlimmer ausgegangen wäre, als seine Ergreifung für den wirklichen Mörder des Großfürsten ausging.

Wenn auch mancher unserer Leser nach den so gewonnenen Einblicken in die Geheimnisse des Kinematographen gerade den erschütterndsten Vorführungen dieses

merkwürdigen Apparats fortan mit etwas weniger erregten Nerven zusehen dürfte, so wird er der Phantasie, der Erfindungsgabe und dem Regietalent der Erzeuger dafür vielleicht um so größere Anerkennung zuteil werden lassen und wird sich anderseits an der Leichtgläubigkeit mancher Zuschauer belustigen, die auch das Unmögliche unbedenklich für Wirklichkeit nehmen, wenn es nur einen trügerischen Schein der Wahrhaftigkeit für sich hat.





Das Glück klopft an.

Novelle von Hedwig Abt.



1.

Ihrer acht bis zehn und lauter junges Volk waren sie an einem herrlichen Frühlingssonntag hinausgezogen aus den Toren der schönen Isarstadt, durch maienfrische Auen am Flußufer entlang und dann zum Wald hinüber, in dem es duftete und rauschte und flimmerte und jubilierte — des vollerblühten Lenzes jauchzende Siegessinfonie. Und Jauchzen und Lachen und scherzendes Singen klang von der Stelle her, wo unterm sonnengoldig durchwebten grünen Zeltdach der mächtigen alten Bäume endlich die Wandernden Rast gemacht hatten. Um einen moosüberschwellten kleinen Erdhügel hatten sie Seite an Seite sitzend ein Kreisrund gebildet, und des Kreises leere Mitte nahm ein Fäßlein ein, in dem der lieblich aus Malz und Hopfen gemischte braune Trank in bedenklich rascher Weise sich zu vermindern schien.

Kopfschüttelnd wiegte der junge Student, der das Schenkenamt übernommen, das Fäßchen hin und her und mahnte: „Sachte, Kinder, oder wir sitzen in fünf

Minuten auf dem Trockenen. Da drinnen gluckert schon der Abschiedsschmerz."

„Laß gluckern, Karl Hans Xaverius Strümpel, und sprich mir nicht vom Trockenen, solange da noch ein echter Tropfen sickert," rief ein anderer, schwenkte den frischgefüllten Maßkrug empor, tat einen tiefen Zug und sang mit mächtiger Stimme:

„Und wenn ich einmal scheiden, scheiden muß,
So gib zuvor mir süßen Abschiedskuß."

Der Sang galt zwar dem Bierkrug, den er jetzt zärtlich an das Herz drückte, seine Augen aber schmachteten hinüber zu der schlanken Blondine, die ihm lustig zurief: „Aber Franzel, wo soll das eines Tags noch hinaus mit Ihnen?"

„Wo's hinaus soll?" Der Maler Franz Eißler, unter guten Bekannten kurzweg nur der Franzel genannt, warf den braunen Krauskopf in den Nacken. „Den Seinen gibt's der Herr im Schlaf. Und ich denk' mir halt, so einmal eines Morgens, gerad' wenn alles um mich her nur lauter Trübsal bläst, da wird's an meine Tür klopfen und rufen: Sein S' doch bloß so gut und machen S' mir auf, Herr Franzel, denn das Glück klopft an!"

„Das Glück!" Von aller Lippen klang's wie ein einziger Ruf, und in all die jungen Augen kam ein heißeres Leuchten.

„Ja, wenn's wirklich einmal so daherkäme, daß einer nur die Hand danach auszustrecken brauchte und auch gleich wüßte, es ist sein Glück, ganz richtig seines, so wie er sich's erträumt!"

Ein baumlanger, hagerer Mensch mit starrender Löwenmähne und einem unglaublich kinderhaften Ausdruck in den von finsteren Brauen überbuschten Augen,

der Bildhauer Alois Mörsching, ließ die Stimme dröhnen und streckte mit zupackender Bewegung die Fäuste von sich.

Sein Nebenmann spöttelte: „Nicht gar zu derb anfassen, Mörsching, Sie brechen ja sonst Ihrem Glück alle Rippen entzwei.“

„Mein Glück, so wie ich mir's denk', das hält schon einen Puff aus. Sie können Ihres ja zimperlicher bekomplimentieren, schöner Theo,“ gab der Bildhauer zurück, ließ den Blick über des anderen auffallend hübsche, ein wenig stutzerhafte Erscheinung hingleiten und dann flüchtig zur Seite streichen, wo ein schmächtiges junges Mädchen saß, das den Mangel an natürlichem Reiz durch allerhand teuren Putz auszugleichen suchte.

Dem schönen Theo schoß das Blut ins Gesicht. Der heimliche Hieb hatte getroffen, und die Stelle, wo er saß, war empfindlich. Seine Nachbarin, Otti Niederhuber, des ehemaligen Metzgermeisters und jetzigen Rentiers Niederhuber einzige Tochter, der er seit einiger Zeit seine Aufmerksamkeit widmete, die war freilich kein Glück, mit dem einer, wenn er sich's eines Tages wirklich errang, hätte sonderlichen Staat machen können; aber als junger Bankbeamter mit zweitausend Mark Jahresgehalt und den Neigungen und Manieren eines Kavaliers im beständigen Kampfe zwischen Haben und Mögen sich herumbalgen müssen — das war noch weniger. Schönheit — jawohl, er war für das Schöne, kolossal sogar und nicht bloß da, wo's ihm im eigenen, wohlgelungenen Selbst entgegentrat — holde Weiblichkeit, das war sein Schwarm, blaue, strahlende Augen, eine Unmenge goldig blonden Haares, rote, schwellende Lippen und eine Göttergestalt, so wie das alles dort drüben Mieze Dannicher besaß, das hätte ihn wohl

anzuziehen vermocht, wenn — ja, wenn Mieze Dannicher Otti Niederhubers Mitgift gehabt hätte. Aber es trifft sich nun einmal auf der Welt nicht alles so zusammen, wie man's am liebsten möchte, die Schönen sind nur selten auch die Reichen und die Reichen gleichzeitig die Schönen. Da hieß es eben, so oder so seine Wahl treffen, und Theodor Kern, der schöne Theo, hatte gewählt, war bei dem heutigen Ausflug noch nicht von Otti Niederhubers Seite gewichen und überließ es dem Maler Franzel, seiner Halbkollegin, der Zeichenlehrerin Mieze Dannicher, den Hof zu machen.

Und das tat der denn auch und hörte voll tiefen Interesses, als diese nachdenklich meinte: „Glück — ersehnen tut sich's natürlich ein jeder und hat auch vielleicht eine ungefähre Vorstellung davon, wie's wohl aussehen müßt', aber im entscheidenden Augenblick, wenn einer die Hand danach ausstrecken soll, auch zu wissen, das ist nun wahr und wahrhaftig dein Glück — das ist —" Sie brach ab, ein wenig verwirrt unter des Malers Blick, und lachte dann, ihre Verwirrung und ihr heimliches Erröten spürend, hell auf: „Ach was, ein klotziger Haufen Geld, das wär' schon das beste Glück, das uns armen Teufeln hier widerfahren könnte — bis auf die Otti dort, die's Gott sei Dank nicht nötig hat."

„Nein, ich hab's nicht nötig," sagte ganz ernsthaft das kleine aufgedonnerte Wesen, das zu seinen sonstigen negativen Eigenschaften auch noch eine von protzenhaftem Selbstgefühl getragene Dummheit zuzählte.

Der lange Bildhauer fuhr wie elektrisiert empor. „Ein Haufen Geld — ja, und dafür kauf' ich mir einen Marmorblock, so groß, daß kaum zwölf Ochsen ihn vom Fleck ziehen können, und schaff' ein Werk, daß der alte Michelangelo sich vor Neid im Grabe 'rumdrehen soll."

Auch die anderen wußten jetzt jedes einen Herzenswunsch, der für Geld zu haben war, und ließen die lachenden, aufgeregten Stimmen durcheinander schwirren.

Nur der Franzel saß schweigend da mit einem ganz entrückten Blick, und in das allgemeine Schwatzen hinein begann er erst summend leise und dann plötzlich schmetternd hell zu singen:

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n,
Im dunklen Laub die Goldorangen glüh'n —"

Die anderen achteten seiner nicht, Mieze Dannicher aber wandte den Kopf herum, sah den Singenden, selig Lächelnden an und streckte mit impulsiver Herzlichkeit ihm beide Hände hin.

„Ja, Franzel, ich wünsch's Ihnen, gerad' Ihnen, daß Ihr Wunsch sich erfüllt, und bald, sehr bald, damit nicht zuvor in Ihnen sich die Sehnsucht müde läuft."

Er hatte die dargereichten Hände ergriffen, hielt sie in den seinen fest, blickte ihr in die leuchtenden Augen und sang, leiser als zuvor, doch mit erhöhtem Ausdruck der Strophe letzten Vers:

„Dahin — dahin möcht' ich mit dir — zieh'n."

Es war kaum mißzuverstehen, wie er's meinte, und ihre Hände zuckten unruhig in den seinen, bevor sie aufsprang, die Arme reckte, eine Bewegung machte, als wolle sie davonlaufen, und dabei wieder mit dem klingenden Lachen rief: „Man wird ja ganz steif von dem Sitzen. Vorwärts, rührt euch, wir wollen doch nicht hier anwurzeln!"

Auch die übrigen sprangen auf. Xaverius Strümpel hob das leere Fäßchen vom Boden empor, gab ihm eine schwingende Drehung und ließ es wehmutsvoll wieder zur Erde gleiten. „Ex est — Ruhe sanft allhier,

du tote Hülle, bis ein anderer dich wieder mit neuem Leben füllt.“

Auf dem Wege drüben, der zum nahen Wirtshaus führte, hatte ein Mann die fröhliche Gesellschaft entdeckt und kam nun eilends auf dieselbe zu, eine Anzahl bedruckter Zettel mit winkender Geberde in der Hand schwingend. Was aber noch einladendere Sprache redete, das war ein um den speckigen Zylinderhut rundumlaufendes weißes Papier, darauf in dicken Lettern der Spruch schimmerte: „Man biete dem Glücke die Hand!“

Und auf diese Inschrift deuteten sie alle hin und auf die Lotterielose, die der Mann ihnen entgegenhielt.

„Da wär's ja gleich, das Glück, dem einer nur die Hand zu bieten braucht. Ob unter den Losen hier wohl für einen von uns ein Treffer wäre?“ rief der Bildhauer.

„Zehn für einen,“ versicherte der Loshändler. „Und in drei Wochen ist die Ziehung. Jede zweite Nummer gewinnt, und mit der Jugend meint's das Glück am besten.“

„Wir wagen's!“ riefen der Studiosus und die beiden Künstler.

Der schöne Theo aber erkundigte sich vorsichtig: „Was kostet denn das Los?“

„Drei Mark nur,“ lautete die Antwort.

Einen Augenblick malte sich auf allen Gesichtern, Otti Niederhuber ausgenommen, schmerzliche Betroffenheit.

Der Student kraute sich hinterm Ohr. „Drei Mark — die Sache geht ins Große!“

Der Maler aber hatte schon seinen Geldbeutel gezogen, warf einen Blick auf den Inhalt, zuckte in göttlichem Leichtsinn die Schultern, nahm einen blanken

Taler heraus und rief: „Her, Sie Mann mit dem großen Treffer!“

Die Augen schließend, griff er hinein in die Lose, die der Verkäufer ihm darbot, zog eines sich heraus und schwenkte es durch die Luft.

„Hurra, du allerschönste Frau Fortuna, da hab' ich endlich dich erwischt!“

Und wie er's rief, traf wieder sein Blick auf der blonden Mieze lachendes Gesicht.

Der schöne Theo zog eine Grimasse. Wenn er auch selber nicht auf Mieze Dannicher reflektierte, dieses beständige Liebäugeln eines anderen mitansehen zu müssen, behagte ihm doch nicht, und bissig lachte er: „Nicht berufen! Schon mancher, der die schöne Donna an allen vier Zipfeln zu halten glaubte, ist im letzten Moment noch kläglich abgefallen.“

Noch während er es sagte, hatte auch er sich ein Los gezogen.

Kühn geworden, drängten nun auch die übrigen herzu, sich einer Nummer zu bemächtigen. Nur Mieze Dannicher zögerte noch.

In galanter Beflissenheit trat der schöne Theo an ihre Seite. „Nun, Fräulein Mieze, schon so sehr im Glück drinnen, daß Sie's nicht mehr nötig haben, ihm die Hand zu bieten?“

Sie drehte ein paar Markstücke zwischen den Fingern hin und her. „Ich biete ja schon, obwohl ich's im voraus weiß, daß es ja doch nur wieder eine Niete wird.“

„Sie haben halt, wie es scheint, zu viel Glück in der Liebe,“ sagte der schöne Theo und blickte auf die weiße Grübchenhand mit den schlanken Fingern, die nun eines der Lose sich zogen und dann gleich einem Fidibus zusammenrollen wollte, um es in das Geldtäschchen zu stecken.

Doch Theodor Kern nahm ihr mit tadelndem Kopfschütteln das Los aus der Hand. „Nein, Fräulein Mieze, so respektlos geht man doch nicht mit so was um, wo Sie's nicht wissen können, ob Sie nicht vielleicht gar sich den Haupttreffer gezogen haben."

Sorgfältig strich er das bereits etwas zerknitterte Los wieder glatt, las dabei zunächst gedankenlos, dann mit bewußterem Aufmerken die Nummer — 60,600 — eine merkwürdig rund wirkende Zahl. Dann faltete er das Los elegant zusammen und überreichte es mit einer Verbeugung der Eigentümerin.

„So, Fräulein Mieze, nur ja gut aufheben und nicht etwa verlieren!"

„Nein — nein," lachte sie, „sowie ich heimkomme, leg' ich's zu den übrigen Nieten, die ich mir alle gut aufgehoben habe."

Mit der vollen Schätzung, die ein Barwert von drei Mark beanspruchen konnte, brach der schöne Theo auch sein Los in der Mitte zusammen, um es im sicheren Verwahrsam seiner Brieftasche verschwinden zu lassen. Bevor er's tat, hatte er als gewissenhaft gewöhnter Geschäftsmensch sich seine Nummer notiert und, einem plötzlichen Einfall folgend, darunter noch Mieze Dannichers Losnummer. Warum er's tat, hätte er selbst nicht zu sagen gewußt. Vielleicht hatte ihn, der einen stark ausgeprägten Zahlensinn besaß, die runde Nummer gewissermaßen hypnotisiert, so wie Fräulein Miezes rundlich weiche, weiße Grübchenhand ihn hypnotisiert hatte, als sie das Los gezogen.

Für den Rest des Abends mußte er indes darauf verzichten, Mieze Dannicher weiter auf sich wirken zu lassen. Otti Niederhuber, die bei aller geistigen Schwerfälligkeit doch in manchen Dingen helle Augen besaß, hatte mit scheelem Blick auf die blonde Mieze hin es

ihn ziemlich deutlich merken lassen, daß jemand, der seine Wünsche zu Niederhubers Einziger zu erheben gedachte, keine anderen Göttinnen daneben haben durfte, und der schöne Theo hatte alle Mühe, Fräulein Ottis im Schwinden begriffene Huld sich wieder zurückzuerobern.

Um darin nicht abermals in Verlust zu kommen, begnügte er sich auch beim Abschied damit, Fräulein Mieze nur eine Verbeugung zu machen, statt ihr, wie das die anderen untereinander taten, kordial die Hand zu schütteln.

Die junge Zeichenlehrerin schien die steife Form gar nicht zu bemerken, nickte dem schönen Theo leichthin zu, reichte der ehemaligen Schulgenossin Otti die Hand und ging danach mit Franz Eißler, der sich's ausgebeten hatte, sie bis an ihre Haustür begleiten zu dürfen, des Weges weiter. — —

„Na, endlich,“ sagte die verwitwete Frau Obersteuerkontrolleur Dannicher und empfing die Heimkehrende mit mißbilligendem Kopfschütteln. „Seit einer Stunde schon wart' ich mit dem Abendbrot auf dich.“ Und mit mütterlich kritischem Blick die Tochter betrachtend: „Wovon bist du denn so erhitzt? Seid ihr denn so gelaufen?“

Mieze fuhr sich mit den Händen über die glühenden Wangen, die bei der mütterlichen Frage sich noch um einen Schein tiefer zu färben schienen. „Ja, mächtig gelaufen sind wir — und wunderschön war's.“

„Hat's auch nicht zu viel gekostet?“ erkundigte sich die Mutter.

„Viel gekostet?“ — Die für das Los verschwendeten drei Mark fielen Mieze ein. Ein schönes Hallo würde die Mutter über den Leichtsinn erheben, wenn sie's erführe. Da war's schon besser, ihr den Ärger und sich

die Strafpredigt zu ersparen. Und so beeilte sie sich, zu versichern: „So gut wie gar nichts hat's gekostet. Belegte Brote hatten ja wir Mädchen mit, und das Bier haben die Herren bezahlt."

„Hat's bei denen wirklich dazu gelangt?"

Die Tochter lachte: „Na, erlaube, Mutterl, der Monat hat doch kaum erst angefangen."

„Jawohl, er hat kaum angefangen, und wenn er noch nicht halb herum ist, hat von der ganzen Gesellschaft keiner mehr einen roten Heller in der Tasche. Den Kern höchstens ausgenommen, der doch wenigstens sein festes Einkommen hat. Aber das ist ja wohl auch nicht zum Leben und nicht zum Sterben."

Mieze zuckte die Schultern. „Der schöne Theo läßt sich's ja mächtig angelegen sein, sein Einkommen zu verbessern, denn er ist den ganzen Tag der Otti Niederhuber nicht von der Seite gewichen."

„Der!" rief die Mutter ganz aufgeregt. „Ist's die Möglichkeit! Seinetwegen war's wohl auch, daß die Otti gestern daherkam und hat gebettelt, du sollst sie zu der Partie mitnehmen. Ob da die Niederhuberschen eine Ahnung haben? Und wenn, dann muß der Kern doch nicht so unbemittelt sein, denn einem ganz Armen geben die ihre Tochter nicht. Ach ja" — ein tiefer Seufzer in dem halb vorwurfsvollen, halb wehmütigen Tonfall, den Mieze bereits hinlänglich an der Mutter kannte, klang auf — „ach ja, wenn ich vor meinem Ende doch auch erst noch die Freude erlebte, dich versorgt zu sehen!"

Mieze stellte sich, als verstehe sie die wahre Mahnung der Worte nicht. „Aber, Mutterl, bin ich denn nicht schon ganz gut versorgt? Eine feste Anstellung mit achthundert Mark Anfangsgehalt und von fünf zu fünf Jahren um hundertfünfzig Mark sich steigernd — ist das nicht eine ganz auskömmliche Sache?"

Die Mutter verzog verächtlich die Lippen. „Geradezu Hungers sterben braucht eines vielleicht nicht dabei, wenn alles glatt geht. Und was hab' ich erst reden und dir vorstellen müssen, ehe du wenigstens zu der Einsicht gekommen bist, die feste Stelle an der höheren Töchterschule anzunehmen und nicht länger Bilder malen zu wollen, die dir im Leben keiner abgekauft hätte."

Auch um der Tochter Lippen lief ein Zucken. „Laß gut sein, Mutterl, es ist ja gescheh'n nach deinem Willen, ich hab' die Kunst an den Nagel gehängt, aber nun red' auch nicht immer wieder davon." Sie trat zum gedeckten Tisch und sagte gleichmütig: „Wir wollen lieber essen, ich hab' Hunger mitgebracht."

Mit nicht ganz demselben zur Schau getragenen Gleichmut stand sie später in ihrem Stübchen und dachte an so allerlei, das mit dem heutigen Ausflug zusammenhing, Worte, die mehr noch besagten, als was sie aussprachen, stumme Blicke und ein langer Händedruck.

Auch das Lotterielos kam ihr wieder in den Sinn. Aus ihrer Geldbörse nahm sie es heraus und hielt es sinnend in der Hand. Es zeigte nicht mehr die sorgfältige Zusammenfaltung, die der schöne Theo ihm gegeben, und ihre Finger drehten es hin und her, während ihren Mund ein unruhiges Lächeln umspielte und auf ihre Wangen wieder etwas von dem heißen Rot trat, das bei ihrer Heimkehr der Mutter so aufgefallen war.

Dann öffnete sie plötzlich die Kommode, warf das Los in ein darin befindliches Kästchen und fuhr sich dann über die Augen, als wolle sie ein Trugbild verscheuchen.

2.

Beim Heimweg vom Zeichenunterricht schlug die junge Lehrerin in der nächsten Zeit die verschiedensten

Seitengäßchen ein, um nicht, wie bisher fast täglich, dem Franzel begegnen zu müssen.

Auch ein anderer schlug neuerlich nur noch die Wege der Zweckdienlichkeit ein, und das war der schöne Theo. Sein Streben lag nach Schwabing hinaus. Da hatten die Niederhuberschen, als der männliche Träger des Namens seinem blutigen Handwerk Valet gesagt, sich in einer der neuen Straßen im Jugendstil eine Villa gebaut, und in diese Villa hatte heute eine nicht gut länger zu umgehende Einladung Theodor Kern zum Mittagessen befohlen.

Seine Eisen waren ins Feuer gebracht, und wenn er mit Vorsicht und Klugheit emsig drauflos schmiedete, mußte es ihm eines Tages gelingen, sich das Ringlein zusammenzuschmieden, das ihn mit Otti Niederhuber und ihren hundertfünfzigtausend Mark Mitgift auf immer verband.

Hundertfünfzigtausend! Die Basis, die ihm die Verwirklichung seines Sehnsuchtstraumes, die Gründung eines eigenen Bankgeschäfts, ermöglichte — eine schöne, eine lockende Aussicht! Und doch — ihm war nicht wohl dabei. Otti Niederhubers dürftige Person verdunkelte allzusehr den schönen Zukunftstraum. Er hatte sie im häuslichen Kreise mit all ihren Vorzügen und Eigenarten genossen und auf sich wirken lassen, und ihn fröstelte bei dem Gedanken, solche Eigenart ein ganzes Leben lang an seiner Seite sehen zu müssen. Er dachte an keinen Verzicht, aber wie ein Märtyrer kam er sich vor, als er, auf dem Heimweg begriffen, dicht an den Häusern die Straße entlang schritt, krampfhaft den Blick den Auslagen der Schaufenster zugewandt, nur um die vielen reizenden Mädchengesichter nicht zu sehen, die an ihm vorüberkamen. Aber auch die Schaufenster vermochten seine Aufmerksamkeit nicht zu fesseln, bis plötz-

lich eines, an dem er schon halb vorbeigeschritten war, ihn stutzen und sich danach zurückwenden ließ. Ein Lotteriegeschäft war's, und was seinen Blick gefangen hatte, war ein fettgedrucktes Plakat: „Heute Ziehung der X.schen Geldlotterie."

Ja, war denn das nicht —? Natürlich war's die Lotterie, von der sie auf dem Ausflug sich die Lose gekauft hatten. Im Eifer seines Werbens um Otti Niederhuber war ihm das ganz aus dem Gedächtnis gekommen, jetzt aber wurde er mächtig erregt bei dem Gedanken: wenn er Glück gehabt, wenn sein Los gewonnen hätte! Das kam ja doch vor, und warum konnte es nicht gerade so gut ihm wie einem anderen geschehen? Und er hätte dann Otti Niederhuber nicht zu heiraten brauchen! Ob die Gewinnlisten schon heraus waren?

Ja, sie waren eben herausgekommen, und der junge Mann im Geschäft drinnen reichte ihm die verlangte.

Noch im Ladenraum selber ließ der schöne Theo die Augen über die Zahlenreihen hingehen und suchte seine Nummer, die ihm im Gedächtnis stand. Sein Gesicht verzog sich. Ausgefallen, eine Niete. Wie hatte er's auch anders wähnen können! Sein Schicksal war besiegelt und hieß Otti Niederhuber.

Ingrimmig wollte er die Liste zusammenballen. Da sprang eine andere Nummer ihm in die Augen. Gesperrt gedruckt, drängte sie sich aus den übrigen heraus gleich einer schmetternden Siegesfanfare — 60,600 — und dahinter der Gewinn, hunderttausend Mark, der dritte Haupttreffer!

Und 60,600 — das war ja Mieze Dannichers Los!

Dem schönen Theo schwindelte. Das Weltall schien sich um ihn zu drehen. Er griff sich an die Stirn: da war sie festgebrannt, die sieghafte 60,600!

Zu dem jungen Mann am Schalter stürzt er noch

einmal mit der hastigen Frage: „Irrtum ist doch ausgeschlossen?“

„Amtliche Ziehungsliste!“ beteuert der Jüngling und zeigt ihm zur weiteren Bestätigung noch das Telegramm, das die fünf Haupttreffer vermeldete.

„Sind schon Gewinne erhoben?“

Der junge Mann schüttelt den Kopf. „Die Listen sind eben erst heraus, und die Auszahlung findet nicht vor Dienstag statt.“

Nicht vor Dienstag — und heute war's Samstag. Ob Mieze Dannicher bereits wußte?

Aber wie sollte sie, die so viel ungläubige Gleichgültigkeit gegen ihr Los bekundet hatte, schon wissen!

Mieze Dannicher — wie er sie vor sich sah in all ihrer blonden Schönheit, die schon vordem sein Wohlgefallen erregt, und jetzt darüber ausgegossen noch die Glorie von hunderttausend Mark! Wer würde da wohl eines Tages der Glückliche sein, dem alles dies zufiel?

Und warum nicht er selber, er, Theodor Kern, der schöne Theo?

Er war ja doch frei, gottlob — noch war er frei, nichts band ihn an Otti Niederhuber und ihre Hundertfünfzigtausend, von denen es am Ende noch nicht so bombensicher war, daß er sie auch wirklich kriegte, wenn er wollte. Und überhaupt hundertfünfzigtausend — es brauchte ja nicht gerade so viel zu sein, er tat's billiger, um volle fünfzigtausend tat er's billiger. Er war nicht materiell, wenn das Herz in Frage kam und die Liebe sprach.

Liebe, jawohl! Was da plötzlich lichterloh in ihm aufflammte und hindrängte zu ihr, der schönen, blonden Hunderttausend — war das etwa nicht Liebe, leidenschaftliche, glühende, tolle Liebe?

Hin, hin zu ihr, ehe ein anderer ihm zuvor kam,

ehe sie selber sich ihres Reichtums bewußt geworden! Nicht eine Minute mehr verlieren!

Alles an ihm ist auf einmal fiebernde Bewegung. Hinaus aus dem Bankgeschäft ist er gestürzt. Gedanke über Gedanke kommt ihm, Einfall über Einfall, und der ihm am zweckdienlichsten dünkt, den hält er fest und geht unverweilt an die Ausführung.

Zunächst überschlägt er den Bestand seiner augenblicklichen Barmittel und weiß, mit denen ist nichts anzufangen. Aber gleich um die Ecke herum wohnt ein gefälliger Mann, dem Theodor Kern für ein paar Hundertmarkscheine wohl vertrauenerweckend genug ist. Wucherzinsen — pah, was kommt's wohl jetzt darauf an! Nur sich eilen, eilen!

Und er eilt sich, so viel das nur in der Menschenmöglichkeit liegt. Noch keine Stunde ist verstrichen, da sagt die Frau verwitwete Obersteuerkontrolleur Dannicher zur Tochter: „Es hat geklingelt. Sieh zu, wer draußen ist."

Mieze Dannicher geht hinaus, öffnet ein wenig die Korridortür und macht ein ganz verblüfftes Gesicht, als sie vor sich den schönen Theo erblickt, der ihr ein paar herrliche Rosen entgegenstreckt mit den prophetischen Worten: „Schwestergrüße."

Sie zögert, die blumige Huldigung in Empfang zu nehmen, und sieht den Spender verwundert an. „Aber Herr Kern, was fällt denn Ihnen auf einmal ein?"

„Daß ich seit einer halben Ewigkeit nicht mehr das Glück hatte, Sie zu sehen, fiel mir auf einmal ein," gibt er zurück und läßt in seinen dunklen Augen ein ganzes Raketenfeuerwerk aufblitzen.

Sie lacht und nimmt nunmehr die Rosen. „Und aus reiner Sehnsucht haben Sie sich nun so in Unkosten gestürzt?"

Er kommt nicht zum Antworten. Aus der Stubentür hat Frau Dannicher den Kopf gesteckt und ruft: „Wer ist denn da?" Den schönen Theo erblickend, der in ihrer Schätzung auch denen zuzählt, „wo's keinen Zweck hat," bildet sich eine leise Falte auf ihrer Stirn. Doch aufhorchend steht sie plötzlich da, als der Besucher den Grund seiner Visite darlegt. Er habe heute auf dem Theaterzettel den „Tannhäuser" angezeigt gesehen, und dabei sei's ihm in Erinnerung gekommen, wie Fräulein Mieze unlängst die Schwierigkeit bedauert, für diese ihre Lieblingsoper sich ein Billett zu beschaffen. Zufällig sei es ihm gelungen, noch ein paar Sitze dafür zu erhalten, und die Damen würden ihn glücklich machen, wenn sie dieselben von ihm annehmen und ihm dabei gestatten wollten, die Oper in ihrer Gesellschaft zu genießen.

Verwunderter noch als zuvor schaut Mieze den schönen Theo an.

Frau Dannicher aber, für die es außer einer guten Mahlzeit nur noch einen wahrhaften Hochgenuß gibt, und das ist der Besuch des Theaters, ruft mit strahlendem Lächeln: „Aber, Herr Kern, wie sollen wir denn das nur von Ihnen annehmen und wie sollten wir das je wieder gutmachen?"

Dabei fällt's ihr ein, daß man ja den edlen Freudenspender noch immer zwischen Tür und Angel abfertigt, und leidenschaftlich will sie zum Nähertreten nötigen.

Doch Theodor Kern lehnt ab unter Hinweis auf die knapp bemessene Zeit und darauf, daß die Damen für das Theater vielleicht noch ein wenig Toilette zu machen wünschten. Er werde sich erlauben, die Damen im Vestibül des Opernhauses zu erwarten. Gleichzeitig überreicht er Mieze die Karten.

Bei ihr, die eine begeisterte Musik- und namentlich

Wagnerverehrerin ist, hat allmählich die Freude über den bevorstehenden Genuß das Bedenken überwogen, denselben von dem schönen Theo anzunehmen. Sie hat dabei nichts anderes im Sinn als einen Sitzplatz auf der Galerie und ruft, da sie einen Blick auf die Karten geworfen, geradezu erschrocken: „Parkett! Aber das sind ja Parkettplätze!“

„Dritte Reihe, Mitte,“ lächelt der schöne Theo mit einer Miene, als sei er's gewöhnt, Königreiche zu verschenken. „Durch Zufall hab' ich die drei guten Plätze vorhin noch erhalten.“

Ja, um Gottes willen, da gehörte sich's doch, daß man das Schwarzseidene anzog! Die Obersteuerkontrolleurin ist auf einmal wie im Fieber. Mit einer zärtlichen Bewegung schiebt sie den schönen Theo, der in den Korridor eingetreten ist, wieder zum Ausgang hin. „Ja, da müssen wir Sie jetzt wahrhaftig fortschicken, damit wir nur ja nicht den Anfang versäumen. Und wie wir uns dafür bei Ihnen revanchieren, das überlegen wir uns später noch zusammen.“

Mieze sagt kein Wort. Sie sieht auf die Karten in ihrer Hand, sieht auf den Spender, denkt daran, was die Bekannten, was der Maler Franzel wohl sagen würde, wenn man sie Seite an Seite mit dem schönen Theo im Parkett des Opernhauses sähe, und hält mit einer plötzlichen Bewegung, als wolle sie dieselben zurückgeben, die Karten von sich gestreckt.

Theodor Kern sieht es nicht. Die Mutter hat sich zwischen ihn und die Tochter geschoben, deren schlanke Gestalt mit ihrer breiten Fülle deckend. „Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!“ winkt sie mit beiden Händen, klinkt hinter dem Fortgehenden die Flurtür ein und wendet sich dann der Tochter zu. „Du bist wohl nicht recht gescheit. Ich glaub' gar, du hast die Billette ausschlagen wollen.“

Mieze, die noch immer daran denkt, was der Franzel sagen würde, sieht finster die Mutter an. „Ja — und du hättest mich nicht daran hindern sollen. Galerie oder meinetwegen dritter Rang, das hätte noch angehen mögen, aber Parkett, das sieht ja geradezu gesucht aus, und da steckt sicher was dahinter. Ich weiß recht gut, daß er's nicht dazu hat und überhaupt sonst eher geizig als freigebig ist."

Die Mutter macht ein Gesicht, als habe sie eines Menschen höchstes Lob singen hören. „Also er ist sparsam, wo sich's hingehört, und wieder nobel, wo's am Platze ist — das nimmt mich für ihn ein, das nimmt mich sehr für ihn ein. Solche Menschen sind auch immer vermöglicher, als es den Anschein hat. — Und nun mach' und zieh' dich an, es ist keine Zeit zu verlieren."

„Ich zieh' mir nur eine andere Bluse über," sagt Mieze, noch immer mit finsterem Gesicht.

„Was, den alten schwarzen Rock willst du anbehalten, wo du die ganze Woche mit 'rumläufst!" ruft die Mutter, öffnet den Kleiderschrank und nimmt der Tochter Staatsgewand heraus. „Hier, das Weiße ziehst du an, und die Rosen, die er dir mitgebracht hat, steckst du dazu in den Gürtel, das gehört sich so."

Mieze zog das weiße Kleid an, die Rosen jedoch steckte sie nicht in den Gürtel. Die Mutter achtete nicht weiter darauf, sie hatte vollauf mit sich selbst zu tun und mit der Angst, daß man zu spät komme. Doch noch eine volle Viertelstunde vor Beginn traten sie in das Theatervestibül ein, wo bereits der schöne Theo ihrer wartete.

Er sah wirklich schön aus und ordentlich vornehm in seinem eleganten Abendanzug. Man merkte ihm den kleinen Bankbeamten nicht an, hätte ihn für irgend einen Herrn der besseren Gesellschaft halten können.

Mieze dachte es, als sie ihn erblickte, und wie der Abend weiter vorschritt, dachte sie noch: „Er kann doch eigentlich ganz nett sein.“

Ob dieser Umschwung ihrer bisherigen Meinung lediglich dem schönen Theo, der sich natürlich von seinen gewinnendsten Seiten zu zeigen suchte, als Verdienst zufiel, ob die Nebenumstände ihr Teil dazu beitrugen, darüber dachte sie nicht weiter nach, sondern gab sich mit allen Sinnen dem Genuß des Abends hin. Die guten Plätze, die herrliche Musik, die vortreffliche Besetzung der einzelnen Partien — alles wirkte auf sie wie ein begeisternder Rausch, und ein Gefühl der Dankbarkeit kam ihr gegen denjenigen, der ihr diese Freude geschaffen.

Freundlich stimmte sie auch zu, als nach Schluß der Vorstellung der schöne Theo den Vorschlag machte, noch ein Glas Bier zusammen zu trinken, und in aller Gemütlichkeit ging man ins Opernrestaurant hinüber.

Theodor Kern schob der ganz in Seligkeit aufgelösten Obersteuerkontrolleurin die Speisekarte hin. „Irgend eine Kleinigkeit müssen Sie sich auswählen, sonst genier' ich mich, Ihnen allein was vorzuessen.“

„Nein, nein — wir haben ja doch zu Haus gegessen,“ wehrte sie nicht allzu energisch ab. „Aber Sie sind gewiß schon halb verhungert.“

„Bewahre, ich habe ein außergewöhnlich nahrhaftes Mittagessen hinter mir,“ sagte der schöne Theo, machte eine kleine Pause und fügte, Mieze dabei ansehend, hinzu: „Ich war bei Niederhubers zu Tisch gebeten.“

„Bei Niederhubers!“ Frau Dannicher setzte das Glas wieder auf den Tisch zurück, ohne getrunken zu haben. „Hatten denn die Gesellschaft heute?“

„Nein, es war nur ganz im Familienkreise,“ antwortete Theodor Kern.

Unruhig rückte die Mutter auf ihrem Stuhle hin und her. „So intim sind Sie dort?“

„Intim —“ Er lächelte ein wenig von oben herab und ließ wieder auf Mieze den Blick ruhen. „Intim wird man nur mit wirklich Gleichgesinnten, da, wo man sich innerlich zugehörig fühlt.“

„Er hat sich einen Korb geholt und will's vertuschen,“ durchfuhr es Mieze. Doch der Gedanke hielt nicht stand vor der nachfolgenden Erwägung: „Er würde den Mund darüber halten, wenn's wirklich so wäre.“

Die Obersteuerkontrolleurin aber mit dem ganzen Standesbewußtsein der königlichen Beamtenwitwe sagte jetzt in dem gleichen, ein wenig erhobenen Tone, wie zuletzt der schöne Theo gesprochen: „Es sind sehr brave, sehr gute Leute, die Niederhuberschen.“

Zustimmend verbeugte sich Theodor Kern. „Ausgezeichnete Leute, nur schlechte Musikanten. Und ich bin halt einmal ein sehr musikalischer Mensch.“

„Ja, das hab' ich heut abend gemerkt. Darin passen Sie ganz mit meiner Mieze zusammen,“ rief die Mutter und wehrte nur noch ganz schwach ab, als der schöne Theo, wieder die Speisekarte ergreifend, den Vorschlag machte, gemeinsam eine kalte Platte zu nehmen.

Das Wasser lief ihr im Munde zusammen, als die daraufhin bestellte schwedische Schüssel kam. Da waren ja Delikatessen dabei, die sie kaum vom Hörensagen kannte!

Mieze aber zog geärgert die Stirn kraus. Diese galante Freigebigkeit des schönen Theo, die so sehr seine ihr wohlbekannten Mittel überstieg, erschien ihr einfach taktlos. Und auch die Mutter, bevor sie sich von der Platte nahm, nannte ihn einen schrecklichen Verschwender.

„O nein,“ entgegnete er ruhig, „zum Verschwender fehlt mir ganz und gar das Talent.“

„Na, dann müssen Sie entschieden noch über Hilfsmittel verfügen, von denen keiner was weiß," platzte Mieze heraus.

Er lächelte vielsagend: „Vielleicht." Und sich der Mutter zuwendend, fuhr er im vertraulichen Tone eines Geständnisses fort: „Warum soll man denn immer gleich jedem über seine Verhältnisse reinen Wein einschenken? Namentlich ein junger Mann tut meiner Ansicht nach aus den verschiedensten Gründen klug daran, wenn er sich auf seine Mittel hin lieber unter- als überschätzen läßt. Ist's erst bekannt geworden, daß man von Haus aus nicht ganz ohne Mittel ist, da treten von allen Seiten die Verlockungen und Ansprüche an einen heran, und man kommt viel leichter in Gefahr, über seine Mittel hinauszugehen, als wenn man den armen Teufel herauskehrt, der mit seinem bißchen Gehalt auszukommen hat. Und vollends wenn einer damit umgeht, sich bald selbständig zu machen —"

„Was, selbständig machen wollen Sie sich!" Frau Dannicher, die zu allem, was der schöne Theo geredet, genickt hatte, als solle ihr der Kopf vom Halse fallen, schrie es beinahe.

Ein wenig ausweichend, als wolle er nicht vorzeitig zu viel verraten, gab er zurück: „O — ich habe das nicht gesagt. Ich trage mich zwar mit allerlei Plänen und Absichten, aber ich möchte davon nicht gern — bevor ich nicht ganz sicher weiß —"

Sein Blick, der auf Mieze haften blieb, sprach deutlich aus, was er zuvor hätte sicher wissen mögen.

Mieze Dannicher aber saß plötzlich ganz steif auf ihrem Stuhle da. Der tiefe Eindruck entging ihr nicht, den die Andeutungen des schönen Theo auf die Mutter gemacht. Sie selber wußte nicht, sollte sie seine Worte für Aufschneiderei oder für Wahrheit nehmen, aber es

war ihr, als müsse sie sich gegen etwas zur Wehr setzen, auf ihrer Hut sein.

Theodor Kern, der ihre Mienen mit heimlich fieberischem Aufmerken beobachtet, empfand sofort den ihm wenig günstigen Wechsel in Miezes Stimmung. Hatte er eine Dummheit gemacht? Durchschaute sie ihn? Wenn er sich umsonst in Unkosten gestürzt hätte! Wenn er nicht zum Ziele käme, wenigstens nicht so rasch zum Ziele, als es nottat!

Seine tiefe Bestürzung war nur zu echt, als auf Miezes heimliches Drängen die Mutter das Zeichen zum Aufbruch gab.

Da aber klang es wie himmlische Sphärenmusik an sein Ohr: „Auf baldig' Wiederseh'n! Und wenn Sie morgen mittag so ganz bürgerlich einfach mit uns essen wollen, werden wir uns herzlich freuen."

Ob er zusagte! Und es kümmerte ihn in diesem Augenblick nicht im mindesten, daß Mieze stumm zur Seite stand und ein Gesicht machte, als sei diese mütterliche Einladung keineswegs nach ihrem Geschmack. Morgen, morgen — der ganze Sonntag gehörte ihm! Und wenn er den Himmel und die Hölle sich hätte zu Bundesgenossen rufen müssen, dieses Morgen sollte ihn zum Ziele bringen!

3.

Kein vergänglicher Blumenstrauß, ein dauerhafter, prächtiger Nelkenstock war die Huldigungsgabe, mit der zur festgesetzten Mittagsstunde Theodor Kern sich vollends in Frau Dannichers praktisch empfindendes Herz hineinwurzelte. Mieze hatte ihn zurückhaltend, fast frostig begrüßt. Dabei erschien sie ihm blasser als gewöhnlich, was ihn zu der besorgten Frage veranlaßte, ob ihr vielleicht der gestrige Abend nicht gut bekommen sei.

„Ich habe schlecht geschlafen," gab sie zurück.

Er wollte wissen warum, und womit ihre Gedanken sich so beschäftigt hatten.

Sie blieb ihm die direkte Antwort schuldig, dachte mit heimlichem Erbeben an die erregte Auseinandersetzung, die sie nach der Heimkehr am verwichenen Abend noch in Betreff des schönen Theo mit der Mutter gehabt, und dachte an all die Bilder, die in den durchwachten Nachtstunden an ihrem Geiste vorbeigezogen waren, von der praktischen Mutter heraufbeschworen. Ein Stück Künstlerelend, eine Künstlerehe, wie die Sorge um den Alltag, der Zwang der Familienpflichten allmählich des Mannes freie Schaffenskraft lähmten und die Frau ihm zur Last, zur schweren Bürde werden ließen.

„Möchtest du etwa so was eines Tages an dir selber erleben?“ hatte die Mutter gefragt, und ihr war ein Schauder gekommen.

Nein, nein! Lieber, lieber —

Das aber hatte sie nicht zu Ende gedacht. Der Schauder strich wie ein heimliches Frösteln jetzt wieder an ihr hin.

Da hielt der schöne Theo ihre Hand gefaßt. Sie waren beide in der Stube allein, die Mutter hatte sich damit entschuldigt, daß sie noch in der Küche zu tun habe.

„Fräulein Mieze, was ist Ihnen denn nur? Ich merk's Ihnen ja doch an, daß Ihnen was ist. Bin vielleicht gar ich schuld daran? Haben Sie was gegen mich?“

Seine Stimme bebte, und bebende Angst war in seinem Blick.

Langsam zog sie die Hand zurück und sah ihn unverwandt an. „Ich hab' nichts gegen Sie. Nur — Sie kommen mir seit gestern beinahe wie ein ganz

Fremder vor, so verändert und verwandelt — und ich weiß nicht —"

„Sie wissen nicht, was die Wandlung hervorgebracht hat," fiel er ein. „Aber es gibt Impulse, Fräulein Mieze, Impulse, wo es plötzlich über einen Menschen kommt, daß es ihm wie Schuppen von den Augen fällt und ihn geradezu gewaltsam zwingt —"

Frau Dannicher, die mit der dampfenden Suppenschüssel wieder in die Stube trat, verhinderte ihn, seiner Zuhörerin näher auseinanderzusetzen, wozu der angedeutete Impuls ihn gewaltsam zwinge, aber ein beredter Blick vollendete den unterbrochenen Satz.

Dann trat das Mittagessen in seine Rechte.

„Ganz einfach bürgerlich," betonte die Mutter nochmals. Aber wie wohl man sich bei solch bürgerlicher Einfachheit fühlen könne, das hatten die Leberknödelsuppe, der darauffolgende Kalbsbraten und der Apfelstrudel dem Gaste eindringlichst dartun sollen.

Und sie taten's. Der schöne Theo versicherte wiederholt, daß es ihm so gut im ganzen Leben noch nicht geschmeckt habe.

Von Miezes Wangen schwand allmählich die leise Blässe, und ihre muntere Laune kehrte zurück. Da hielt Theodor Kern den Augenblick für gekommen, mit dem Vorschlag hervorzutreten, ob man nicht den angebrochenen Nachmittag zu einem kleinen Ausflug ins Freie verwenden wollte.

Mit Begeisterung stimmte die Mutter zu, und auch die blonde Mieze lachte vergnügt.

Der schöne Theo erstrahlte in Seligkeit.

Nach Starnberg fuhren sie mit der Bahn und dann zu Schiff hinüber nach Leoni. Da tranken sie den Kaffee, den zu bezahlen Frau Dannicher sich nicht nehmen ließ. Dafür hatte Theodor Kern sich's aus-

bedungen, daß die Damen ihn späterhin für einen Abendimbiß sorgen ließen, was ihm auch gewährt wurde. Es ward allmählich sehr gemütlich, und jedes auf seine Art freute sich des schönen Tages.

Gegen Abend ging's wieder nach Starnberg zurück, wo der schöne Theo zum Zweck des ausbedungenen Imbisses den Weg hinüber nahm zur Terrasse des „Europäischen Hofes“.

„Da ist's ja aber so teuer,“ mahnte fürsorglich die Obersteuerkontrolleurin.

Er lachte. „Nobel muß die Welt zu Grunde gehen. Zu ein paar Schinkenbroten da oben langt's schon noch.“

Aber es wurden keine Schinkenbrote daraus. Seitwärts hatte der schöne Theo bei dem Kellner seine Bestellung gemacht, und gerade, als unten am Strande das Abendkonzert begann, wurde das Mahl aufgetragen.

„Um Gottes willen!“ stammelte Frau Dannicher nur und faltete die Hände, als all die warmen Platten und in dem Eiskühler der Wein auf dem Tische gruppiert waren.

„In Gottes Namen!“ sagte dagegen Mieze. „Wenn Sie sich durchaus ruinieren wollen, so ist das Ihre Sache. Ich hab' rechtschaffenen Hunger und Durst dazu.“

„Die Mieze, nein, die Mieze! So hab' ich die ja noch gar nicht gesehen,“ sagte die Mutter noch, und dann sagte sie eine Weile gar nichts mehr. Nur zuweilen, wenn sie die Gabel oder das Weinglas zum Munde führte, traf ein geradezu schmelzender Blick den schönen Theo.

Auch der blonden Mieze blaue Augen leuchteten immer strahlender auf. Bei aller sonstigen Verschiedenheit war sie doch in einem ganz ihrer Mutter Tochter;

was gut schmeckte, das aß sie gern und trank sie gern, und ein tiefes, sanftes Wohlbehagen, positiver als die künstlerisch hochgetragene Tannhäuserstimmung des vergangenen Abends, umfing sie mehr und mehr.

Der schöne Theo war in allen Himmeln, und als der Rüdesheimer getrunken war, rief er den Kellner herbei und bestellte Sekt. „Ihre beste Marke und gut gekühlt." — Und dann zu Mieze gewandt, die erschrocken hatte abwehren wollen: „Heut ist mein Geburtstag, da muß ich in allem meinen Willen haben."

„Ihr Geburtstag?" Mieze lachte schon wieder. „Der war doch erst vor vierzehn Tagen. Zufällig weiß ich das von Otti Niederhuber, die Ihnen ja wohl eine Zigarrentasche geschenkt hat."

Er wurde nicht im mindesten verlegen, sondern rief feurig: „Vor vierzehn Tagen — das ist eine versunkene Welt. Heut aber, heut feiere ich den Tag meiner Wiedergeburt, nein, meiner wirklichen Geburt, denn in Wahrheit lebe ich erst seit heute, oder — seit gestern."

„Brr," machte Mieze und schüttelte sich, „erst einen Tag alt — neugeborene Kinder kann ich nicht ausstehen."

„Die Mieze, nein, die Mieze!" sagte wieder die Obersteuerkontrolleurin. Und dann stand auf dem Tische der Sekt, und der schöne Theo füllte die Kelche.

Im selben Augenblick gingen am Tische zwei ältere Herren vorbei. Der eine ließ mit deutlich wahrnehmbarem Befremden auf Theodor Kern den Blick ruhen, doch als derselbe gleichfalls betroffen Miene machte, grüßend von seinem Sitz emporzuspringen, hatte der andere den Kopf zur Seite gewandt.

„Nanu, das sah ja beinah aus wie geschnitten, wer war denn das?" fragte Mieze mit einem mißtrauischen Blick.

Der schöne Theo log: „Keine Ahnung! Er erinnerte

mich im ersten Augenblick an einen guten Bekannten meines Vaters, aber es war nur eine flüchtige Ähnlichkeit."

Ihr's eingestehen, daß es sein gestrenger Chef gewesen, das fehlte gerade. Pah, mochte der Alte sich den schönen Theo immerhin auf die schwarze Liste schreiben, was fragte dieser binnen kurzem nach allen Chefs der Welt!

„Nein, nein, nicht mehr," wehrte Mieze, als er immer aufs neue wieder den perlenden Schaum ihr in das Kelchglas füllte. „Ich habe so wie so schon einen Schwips."

Ja, den hatte sie — einen ganz kleinen Schwips, und er stand ihr zum Entzücken.

„Jetzt oder nie," dachte der schöne Theo und sprang von seinem Sitz empor.

„So wollen wir eine Gondelfahrt auf dem See machen — beim Vollmondschein!"

„Sie werden ja ordentlich poetisch, schöner Theo," kicherte Mieze und wußte es selber nicht, daß sie ihn bei seinem Spitznamen genannt.

Die Mutter aber rief entzückt: „Ja, ja, gondeln, gondeln bei Mondenschein und dazu Musik!"

Da aber traf sie seitens des schönen Theo ein geradezu entsetzter Blick. Was, die Alte wollte mit in die Gondel? Begriff sie denn nicht —

Jawohl, sie begriff vortrefflich, und seinem Blick gab ein sanftes Lächeln Antwort und sprach deutlich: „Sei ruhig, ich weiß, was eine Mutter im rechten Augenblick zu tun hat."

Am Seegestade, dem Musikpavillon gegenüber, ließ der schöne Theo eines der dort liegenden Boote flott machen und half Mieze zuerst hinein. Danach stieg auch er in die Gondel, und dann streckten er und der Bootsführer Frau Dannicher die helfende Hand entgegen.

Einen Schritt tat sie auf dem schmalen Landungsbrette voran, setzte auf den wippenden Bootsrand den Fuß, zog ihn aber schreckhaft wieder zurück und rief: „Nein, nein, mir wird's ganz schwindelig. Der Champagner — ich bin das nicht gewöhnt — und nun das Schaukeln auf dem Wasser, ich glaub', ich müßt' seekrank werden. Fahrt ihr lieber allein, ich setz' mich derweilen da drüben auf die Bank."

„So möcht' ich lieber auch nicht —" rief Mieze und machte eine Bewegung, gleichfalls wieder an Land zu gehen.

Doch mit sanfter Gewalt hielt der schöne Theo sie zurück, gab dem Kahnführer einen Wink, daß er die Ruder in Bewegung setze, und sagte: „Sie fürchten sich doch nicht etwa gar mit mir allein, Fräulein Mieze?"

„Mich fürchten — vor Ihnen?!" Sie warf die vollen Lippen auf, lachte hell hinaus und nahm wieder auf dem schmalen Sitze Platz.

An ihre Seite setzte sich der schöne Theo. Ihnen den breiten Rücken zugekehrt, saß der Bootsknecht und stieß mit scharfen Ruderschlägen den Kahn auf den See hinaus. Sich um das zu bekümmern, was hinter ihm vorging, hatte er bei Fahrten in mondheller Sommernacht längst sich abgewöhnt.

Auf der Bank am Strande aber saß mit gefalteten Händen eine Mutter, die ihre mütterliche Schuldigkeit getan, und freute sich dessen.

Die Wartezeit wurde der Einsamen nicht lang. Und doch war fast eine Stunde verstrichen, als die beiden, die sie allein auf die schwanke Flut hatte hinausziehen lassen, wieder daherkamen. Arm in Arm kamen sie daher, und sie fuhr empor.

„Da seid ihr ja wieder! Ich glaub' beinah, ich war ein bißchen eingenickt und hab' geträumt — so

einen närrischen Traum. Aber" — ihre Hand strich über Stirn und Augen, die Augen starrten die beiden an, die vor ihr stehen geblieben waren, noch immer Arm in Arm — „ich glaub' beinah, mein Traum, der ist gar kein Traum gewesen und ihr habt euch wahr- und wahrhaftig —"

„Verlobt," fiel der schöne Theo ein, „verlobt haben wir uns und sind Bräutigam und Braut!"

„Aber nein, das ist ja gar nicht wahr!" stieß Mieze heraus und riß ihren Arm aus dem seinen. „Wir haben uns ja noch gar nicht verlobt!"

„Aber geküßt haben wir uns!" rief er wieder mit Siegerton. „Und das ist so gut wie verlobt — nicht wahr, Mamachen?"

„Ei freilich, freilich, was denn sonst!" bestätigte diese. „Zu meiner Zeit wenigstens war's so, und ich denk' mir, heut wird's wohl noch ebenso sein. Aber damit ihr eurer Sache auch ganz sicher seid, könnt' ihr's ja noch einmal tun."

Der schöne Theo ließ sich das nicht zweimal sagen. Bevor sie's ihm wehren konnte, hatte er Mieze umfaßt und seine Lippen auf die ihren gedrückt.

Die Mutter lachte: „So, nun wird's wohl seine Gültigkeit haben. Und gleich vor Zeugen ist's besiegelt; dort drüben hab' ich eben Niederhubers geseh'n. Die Otti hat keine schlechten Augen gemacht."

Es gab dem schönen Theo doch einen heimlichen Ruck. So schnell wär's ja am Ende nicht nötig gewesen, daß die Niederhuberschen die Sache erfuhren. Und die Mieze war so kurios, stand da und rührte sich nicht und machte ein Gesicht, wie's im Leben keine frisch verlobte Braut machen darf. Es überlief ihn heiß und kalt, und die aufsteigende Angst brachte in seine Stimme ein Beben, das recht gut für einen tiefen

Herzenston gelten konnte, wie er jetzt, nur Mieze vernehmbar, ihr zuraunte: „Ich hab' dich ja so sehr, sehr lieb und will dich auf meinen Händen tragen."

Ihr gesenkter Blick hob sich, traf auf den seinen, der eitel Liebe und Zärtlichkeit war, sie atmete tief, und als er jetzt wieder ihren Arm durch den seinen zog, wehrte sie ihm nicht — so wie sie ihm nicht gewehrt hatte da draußen auf der mondlichtschimmernden Flut, im gleitenden Kahn, als er zu der leise herüberklingenden Musik ein heimliches Flüstern begonnen von Liebe und Glück und Glück und Liebe und erst ganz leise, dann immer zärtlicher und fester den Arm um sie schlang und endlich sie küßte.

Etwas von großer Freude und Segenswünschen sagte die Mutter jetzt, Mieze hörte es kaum, und als der neugebackene Bräutigam meinte, man müsse doch unbedingt erst noch einmal auf die Verlobung anstoßen, schüttelte sie den Kopf und verlangte nach Hause.

Mit geschlossenen Augen lehnte sie während der Heimfahrt in ihrer Ecke, und der schöne Theo konnte nicht herausfinden, ob sie wache oder wirklich schlafe. Und auch daheim wehrte sie der Mutter, die noch große Redelust bekundete, mit der Klage: „Ich bin so müde!"

Sie war es wirklich. Kaum daß ihr Kopf das Kissen ihres Lagers berührt hatte, schlief sie ein, schlief fest und tief die Nacht hindurch bis in den hellen Morgen.

4.

„Mieze, Mieze, 's ist die höchste Zeit, daß du aufstehst. Und schau nur an, was schon für dich gekommen ist!"

Sie fuhr auf beim Klang der mütterlichen Stimme, starrte den Blumenkorb an, den die Mutter ihr entgegenhielt — und war plötzlich völlig erwacht. Er-

schreckt schloß sie vor diesem jähen Erwachtsein wieder die Augen. Dann strich sie mit beiden Händen das wirre Haar sich aus dem Gesicht und sagte zur Mutter gewandt: „Bitte, geh. In ein paar Minuten bin ich fertig. Und nimm die Rosen wieder mit.“

Als die Mutter, betroffen von dem seltsamen Klang in ihrer Stimme, sie fragend ansah, drängte sie noch einmal: „Geh nur jetzt. Reden wollen wir nachher.“

In fliegender Eile kleidete sie sich an, ging in die Wohnstube, trat vor die Mutter hin, die am Kaffeetisch ihrer wartete, und sagte ohne einen Augenblick des Zögerns: „Die Verlobung von gestern abend hat keine Gültigkeit. Ich werde sofort an Herrn Kern schreiben, daß ich seine Braut nicht bin.“

„Was — was sagst du da? Die Verlobung rückgängig machen! Bist du denn ganz und gar verrückt?“

Mieze wurde dunkelrot. „Gestern abend war ich nicht ganz bei Sinnen, sonst wär's nie geschehen. Aber heute bin ich bei klarem Verstand und da —“

„Da willst du's nun eingesteh'n: ich hab' zu viel getrunken gehabt, hab' mich abküssen lassen und zum Spaß ein bißchen verlobt, hinterher ist's mir aber wieder leid geworden — Ja, schämst du dich denn eigentlich gar nicht, an so was nur zu denken?“

„Ich schäm' mich schon genug,“ murmelte Mieze. „Und eben darum — du magst dagegen sagen, was du willst —“

„So, ich mag dagegen sagen, was ich will! Und die Leute, die Niederhuberschen, die gesehen haben, wie du dich ganz öffentlich hast küssen lassen! Und überhaupt, was denkst du dir denn eigentlich, und was für Raupen stecken denn dir im Kopf? Gott auf deinen Knien danken solltest du für das Glück, das dir widerfahren ist. Ein Mann mit solchen Grundsätzen, ver-

mögend, denn das merkt ein Blinder, und so ein Bild von einem Mann, der jede, die Reichste, kriegen könnt', wenn er nur wollte — jede! Das hab' ich gestern an der Otti ihrem wütenden Gesicht gemerkt. Und du meinst, so einen Mann kannst du einfach an der Nase 'rumführen und ihm den Laufpaß geben, wenn's dir keinen Spaß mehr macht. Aber du sollst mich kennen lernen! Mit so was soll meine Tochter mir nicht kommen."

Atemschöpfend schwieg sie still und sah mit zornigen Augen die Tochter an, was die nun weiter sagen werde.

Gar nichts mehr sagte die aber. Sie hatte sich an den Kaffeetisch niedergesetzt, hielt das Gesicht in die Hände gedrückt und weinte.

Da sänftigte sich auch der Mutter Ton, und kopfschüttelnd sagte sie: „So was ist mir doch noch nicht vorgekommen. Sitzt das dumme Ding da und heult, statt vor Freude zu hüpfen und zu springen."

Und dann, während Mieze still weiter weinte, begann sie dieser auseinanderzusetzen, über was alles sich zu freuen sie alle Ursache habe. Als es ihr scheinen wollte, daß sie nicht länger vor gänzlich tauben Ohren predige, streichelte sie der Tochter Haar und sagte im verzeihenden Tone der lebens- und liebekundigen Frau: „Ja, ja, das sind halt so die Verdrehtheiten der ersten Verliebtheit, das macht manche an sich durch und bildet sich stellenweis sogar ein, sie kann ihn nicht aussteh'n und ihre Liebe wär' der reine Haß. Na — und jetzt trink erst deinen Kaffee, und dann mußt du machen, daß du fortkommst, du hast doch zunächst noch deine Stunden zu geben."

Mieze wischte sich über die nassen Augen, warf einen Blick auf den Regulator, erschrak, nahm einen hastigen Schluck aus der Kaffeetasse, ergriff ihren Hut

und dachte bei sich: „So werd' ich's ihm halt mündlich sagen!“

Als habe sie der Tochter Gedanken erraten, lief die Mutter ihr nach und sah sie durchdringend an. „Mieze, daß du mir keine Dummheiten machst! Oder —“

Wieder der schrille Stimmenklang, der so sehr gegen der Tochter feineres Empfinden anstieß, und der sie schon so manchmal mürbe und nachgiebig gemacht hatte. Ihre Stirn begann zu zucken, und aus dem innerlichen Konflikt heraus stieß sie heftig hervor: „Ja, wahr ist's schon, lieber den ersten besten heiraten, als immer und ewig diese Szenen!“

Und ohne das übliche Lebewohl schlug sie die Flurtür hinter sich zu.

Die Mutter aber nickte befriedigt vor sich hin. Natürlich heiraten! Als ob's für ein junges Mädel überhaupt einen anderen Gedanken geben durfte. Na, das bißchen Sträuben, von dem sie recht wohl wußte, woher das der Mieze kam, würde die sich schon abgewöhnen. Der schöne Bräutigam, in den die Mutter ordentlich selber verliebt war, würde der Mieze bald Geschmack am Verlobtsein und Heiraten beibringen.

5.

Wie einem vom Fieber Durchwühlten war's dem schönen Theo zu Mute. Auf seinem Drehsessel litt es ihn keine fünf Minuten hintereinander. Bald sprang er auf, bald rutschte er hin und her, stützte den Kopf in die Hände, kaute an der Feder, lächelte selig, stöhnte und schaute alle Augenblicke nach seiner Taschenuhr. Wie die Zeit schlich! Und daß er's nur ja nicht versäumte, pünktlich fünf Minuten nach zwölf vor der höheren Töchterschule zu sein, um die Braut vom Unterricht abzuholen und heimzugeleiten. Am liebsten wäre

er überhaupt nicht von ihrer Seite gewichen, bis nicht alles klipp und klar und in schönster Ordnung war. Wie es ihn peinigte, dieses „Alles“! Die Nacht über hatte es als tückischer Kobold auf seinem Bettrand gesessen und in seine Träume hineingegrinst. Das Los, die herrliche 60,600, hatte sich in eine Irrlichtgestalt verwandelt mit unförmlichem, aus lauter Nullen gebildetem Kopfe, darunter rumpflos die langen Spinnenbeine ansetzten. Vor ihm her gaukelte, hüpfte, raste die Gestalt, und er jagte ihr nach, dahin, dorthin, über Stock und Stein, durch Feld und Dorn, bis es plötzlich schlammig um ihn emporspritzte und er bis an den Hals drinnen steckte im Wiesensumpf, während das Irrlicht auf Nimmerwiedersehen verschwunden war.

Noch bevor er am Morgen auf seine Bank ging, hatte er nochmals in dem Lotteriegeschäft vorgesprochen. Die Auskunft, die er dort bekam, beruhigte ihn einigermaßen. Ein Irrtum bei der Ziehung war nicht vorgekommen, die ausgegebenen Listen stimmten bis aufs Tüpfelchen. Und auch das Los würde ja wohl sicher in Miezes Verwahrsam sein. Aber selbst, wenn sie's verloren hätte, er hatte ja die Nummer gesehen, sich notiert, konnte es beschwören, Recherchen würden angestellt, der sich unrechtmäßig Meldende angehalten werden, und alles kam schließlich noch zum Rechten.

Aber wie der Braut ihren plötzlichen Reichtum beibringen? Und so, daß sie nicht Verdacht schöpfte, womöglich gar Lust verspürte, die Verlobung wieder zu lösen? Denn mit der bräutlichen Liebe war's bisher noch nicht so arg bestellt, das hatte er wohl bemerkt. Erst mußte er sich noch fester setzen in Miezes Gunst. Wohl traute er sich das zu, aber es gehörte Zeit dazu. Sollte so lange der Gewinn unerhoben bleiben und er vielleicht täglich nachfragen, ob auch kein anderer ihn

abgeholt? Das mußte ja schließlich auffallen, Verdacht erwecken. Aber wie wäre wohl auf eine andere Art die Möglichkeit —?

Auf eine andere Art!

Welcher kühne, geniale Gedanke durchblitzte da plötzlich sein Hirn! Die beiden Lose vertauschen, ohne daß sie's gewahrte. Er hatte ja das seine noch und sie würde sich die Nummer des ihren wohl nicht gemerkt, vielleicht nicht einmal angesehen haben.

Wenn das sich ermöglichen ließe!

Warum sollte sich's nicht ermöglichen lassen? Er hatte ja schon so manche Bewunderung für kleine taschenspielerische Kunststückchen eingeheimst, warum sollte ihm dieser kinderleichte Trick nicht gelingen, wenn sonst die Umstände günstig waren? Betrug konnte man so was nicht nennen. Dem Manne stand das Verwaltungsrecht über das in die Ehe eingebrachte Vermögen der Frau zu. Wenn er sich dieses Verwaltungsrechtes ein wenig pränumerando bemächtigte, mißbrauchen wollte er es darum nicht. Selbst die Schwiegermama, die so getreulich bei der rasch zu stande gekommenen Verlobung mitgeholfen, sollte der ihr gebührenden Nutznießung nicht verlustig gehen.

Von seinem Drehsessel hüpfte der schöne Theo mit einem Luftsprung empor. Ja, ja, so ließ die Sache sich machen. Und zwölf war's auch und Mittagspause. Aus dem Bureau stürmte er hinaus. Vor der Tür hielt gerade eine freie Droschke. In die sprang er hinein, versprach dem Kutscher die doppelte Taxe, wenn er in fünf Minuten die ihm angegebene Strecke zurücklege. Die Peitsche knallte, und der Gaul trabte davon.

Am Fenster seines Privatkontors stand der Chef und schüttelte den Kopf. Gestern Pommery und heute

Droschke erster Güte! Solche Leute konnte er im Geschäft nicht brauchen. —

Der Kutscher hatte sich die doppelte Taxe verdient. Ein paar Minuten mußte der schöne Theo noch warten, bevor aus dem Portal der höheren Töchterschule Mieze Dannicher heraustrat.

Ihr Gesicht umdüsterte sich, als sie ihn erblickte, und heftig sagte sie: „Was fällt Ihnen ein? Hier vor der Schule auf mich lauern — wie sieht denn das aus! Das verbitt' ich mir."

„Aber Mieze" — es klang wie ein unterdrückter Schrei — „du sagst „Sie" zu mir!"

Jetzt kam's ihr selber erst zum Bewußtsein, daß sie es getan. Es hatte nicht in ihrer Absicht gelegen. Ihr anfänglicher Entschluß, sofort die Verlobung wieder zu lösen, war durch allerhand nachfolgende Erwägungen ein wenig wieder ins Wanken gekommen — durch den Gedanken vor allem, wie die Mutter ihr mit Vorwürfen zusetzen würde, und dann durch den anderen Gedanken, daß man am besten mit einem Traume aufräumte, der doch keine Aussicht auf Verwirklichung bot. Und so weit war ja der schöne Theo ganz gut zu leiden und hatte ihr's gestern klipp und klar gesagt, daß er seiner Frau ein sorgenfreies Leben zu bieten habe — und ohne richtige Liebe heiratete ja so manche und wurde nicht gerade unglücklich dabei.

Nun aber, da sie ihn vor sich sah, wollten all die praktischen Erwägungen nicht standhalten, und es brannte ihr auf den Lippen, es ihm unverweilt ins Gesicht zu rufen: „Geh'n Sie Ihrer Wege und lassen Sie mich unbehelligt die meinen geh'n."

Doch im instinktiven Erraten von dem, was in ihr vorging, ließ er ihr keine Zeit, auch nur eine Silbe hervorzubringen. „Der kann einen Menschen tot und wieder

lebendig schwatzen," sagten seine Bekannten von ihm, und er redete, redete, redete und ging dabei dicht an ihrer Seite. Sie hatte die Lippen aufeinandergepreßt und die Augen gesenkt. Die seinen fuhren unruhig hin und her. Und plötzlich zuckten sie starr auf einen Punkt.

Dort um die Ecke kam einer gebogen. Elastisch wiegender Gang, braunes Kraushaar, brauner Schnurrbart, verträumte Kinderaugen und den Kalabreser schief aufs Ohr gedrückt.

Der Maler Franzel.

Er war ihm nie sonderlich gewogen gewesen, der schöne Theo, und es zuckte schadenfroh in ihm empor, jetzt dem anderen etwas versetzen zu können, von dem er wußte, daß es nicht ganz gleichgültig an ihm vorübergehen würde.

Ununterbrochen weiter auf sie einredend, zog er plötzlich Miezes Arm durch den seinen und bog sich ihr zärtlicher zu.

Sie ließ es geschehen, hielt weiter den Blick gesenkt, sah nicht den ihnen Entgegenkommenden, der jählings stutzte, weit die Augen aufriß und wie angewurzelt mitten auf dem Wege stehen blieb, bis das Paar dicht vor ihm angekommen war. Da erst hob Mieze den Blick, und gleich dem anderen schienen ihre Füße mit einem Male an den Boden geschmiedet, während ein Glutenbrand ihr über das Gesicht schlug.

Der schöne Theo aber, mit der Rechten fester Miezes Arm an sich drückend, hob die Linke an den Hutrand und lachte: „Wir haben die Ehre. Als Verlobte empfehlen sich Maria Dannicher und Theodor Kern."

Der Maler verharrte noch immer in starrer Regungslosigkeit, und seine Augen gingen an der blonden Mieze hinauf und hinab mit einem Ausdruck, vor dem auf ihren Wangen die Glut tiefer Blässe wich. Dann zerrten

sich ihm mit einem beißenden Lächeln die Lippen von den Zähnen.

„Gratuliere!“ stieß er heraus, drehte sich auf dem Absatz herum und stürmte davon.

„Nanu,“ sagte hinter ihm drein blickend der schöne Theo, „wohin so eilig?“ Und zu Mieze gewandt, als bemerke er erst jetzt deren seltsam versteinertes Wesen: „Aber was ist's denn mit dir? Hab' ich da eben vielleicht eine Dummheit gemacht? Hast du dich mit dem Franzel veruneinigt, oder ihm etwa gar einen Korb gegeben, und ich bin ihm da unbewußt auf die Hühneraugen getreten?“

Sie antwortete nicht, nur ihr erblaßtes Gesicht tauchte sich langsam wieder in dunkle Röte. Wie er sie angesehen hatte, Zoll für Zoll und jeder Zoll tödliche Verachtung!

„Warum sagst du denn gar nichts, Mieze?“ fragte noch einmal der schöne Theo.

Da warf sie den Kopf in den Nacken, und aus ihren Augen blitzte es beinahe wild. Ja, nun war's schon alles eins! Heiraten, heiraten irgend einen, der gerade zur Hand war. Und nicht öde sein und spröde sein, daß dem die langweilige Braut vielleicht gleichgültig wurde und er selber ihr den Laufpaß gab. Nicht noch einmal sich abtun lassen!

Sie lachte laut und hing sich fester in den Arm des Bräutigams, lachte und schwatzte irgend etwas, das keinen rechten Sinn hatte, dem schönen Theo aber die frohe Gewißheit gab: jetzt hatte er sie sicher, und das verdankte er dem Franzel. Wenn's auch nicht glücken sollte mit dem heimlichen Losaustausch, jetzt hatte er sie sicher! —

Der Franzel aber stürmte durch die Straßen dahin, stürmte die fünf Stiegen hinan zu seinem Atelier, riß die Tür auf, schlug sie wieder hinter sich zu, raste in

dem Raume hin und her, blieb dann stehen und lachte laut, wie die blonde Mieze gelacht hatte.

Also verlobt hatte sie sich! Und mit dem schönen Theo! Viel Glück zur Hochzeit!

Wieder lachte er. Und als er sich satt gelacht, pfiff er sich eins und trat vor die Staffelei. Da war ein halbfertiges Bild darauf. „Frühling“ hatte er's nennen wollen. Eine maiengrüne Flur war's, darauf alles in Blüten stand. Und mitten in den Blüten ragte eine Gestalt, schien aus dem blumigen Erdreich herauszuwachsen. Ein junges Weib, so ein blondes, blaugeaugtes, dem die Lippen lachten und die Arme sich emporstreckten in den Sonnenflimmer, als wollten sie ihn fassen und zu sich herniederziehen.

Die Gestalt beschaute er sich, die Hände auf den Rücken gelegt, und plötzlich fuhr die Rechte hervor, zuckte zur Seite, wo ein stilettartiges Messer lag, das hielt er gepackt — und quer durch die Leinwand des Bildes ging ein klaffender Schnitt.

Dann lag das Messer am Boden. Der Franzel aber lag vornüber auf dem Ruhebett, hatte den Kopf in die Hände gewühlt und weinte wie ein Kind.

6.

Jeden freien Augenblick brachte der schöne Theo in Gesellschaft der Braut zu, und er hatte sich nicht über sie zu beklagen. Wenn sie auch mit Zärtlichkeiten sich nicht verschwenderisch zeigte, so war dafür ihre sonnige Laune um so lustiger. Und nicht bloß lustig, nein ausgelassen konnte man sie nennen, von einer lauten, lärmenden Ausgelassenheit war sie, ob welcher die Mutter, triumphierend darüber, wie schnell sich Mieze in das Verlobtsein hineingewöhnt, meinte: „Wie ausgewechselt ist sie, wie ausgewechselt!“

Der Bräutigam freilich kniff manchmal heimlich die Augen ein und dachte sich über dieses ausgewechselte Wesen sein Teil. Doch kam er nicht allzu häufig dazu, seine Gedanken auf anderes hinzulenken als auf das eine, das ihm von Stunde zu Stunde mehr auf dem Herzen brannte — das Los.

Der dritte Tag war's seit der Verlobung und noch hatte sich's nicht gemacht, die Sache so unauffällig, wie es not tat, zur Sprache zu bringen. Immer genierte die Gegenwart der Mutter dabei, und auf einem Spaziergang zu zweien davon anzufangen, hätte keinen Zweck gehabt, weil ja da das Los nicht zur Hand war. Und die Ziehung mußte seiner Braut doch einmal bekannt, der Gewinn doch endlich erhoben werden. Sein Gewinn! Er betrachtete ihn schon so ausschließlich als den seinen, daß er im Geiste bereits vollständig darüber disponiert und seine Zukunftspläne sich ausgearbeitet hatte. Zuerst natürlich die dienende Stellung aufgeben. Diesem heimlichen Wunsche war sein Chef in bereitwilligster Weise entgegengekommen, indem er am heutigen Mittag den schönen Theo ersucht hatte, sich zum nächsten Ersten nach einem anderen Platz umzusehen, da der, den er gegenwärtig einnehme, mit seinen Lebensgepflogenheiten offenbar nicht mehr in Einklang stehe.

„Sie kommen meiner eigenen Bitte um Entlassung zuvor," hatte Theodor Kern geantwortet, schlug die Hacken zusammen und verließ, die Hände in den Hosentaschen, pfeifend das Geschäft.

Aber die Kündigung war doch nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben, sondern bildete eine weitere Verschärfung der Ungeduld, die Losangelegenheit ins reine zu bringen. Und noch heute mußte das geschehen und sollte er die Gelegenheit dazu vom Himmel sich herabzwingen.

Doch die Umstände erwiesen sich ihm günstiger, als er erhofft. Als er nach Geschäftsschluß zur Dannicherschen Wohnung eilte, traf er Mieze allein daheim.

„Die Mutter macht eine Krankenvisite. Eigentlich könntest du etwas später wiederkommen," sagte sie, widersetzte sich aber nicht weiter, als er behauptete, ihr erst in der Stube drinnen etwas übergeben zu müssen, wonach er, wenn sie es wünsche, sofort wieder verschwinden werde.

Das Etwas, das er in der Wohnstube aus der Tasche nahm und ihr um die Schultern legte, war ein schöner Spitzenkragen, wie sie einen ähnlichen gestern flüchtig an einer Dame bewundert hatte.

Nun schüttelte sie den Kopf. „Was fällt denn dir nur ein? Vorgestern hast du mir doch erst die goldene Uhrkette geschenkt, und der Kragen kostet wenigstens seine fünfundzwanzig Mark! Hast du denn das große Los gewonnen?"

Das große Los! Von selbst brachte sie die Rede darauf! Stürmisch umfaßte er sie. „Dich hab' ich gewonnen, das ist mehr wie das große Los! Aber" — auflachend wie in einem plötzlichen Einfall — „vielleicht haben wir eines Tages auch noch mit dem Glück. In der Lotterie spielen wir ja alle beide. Eben denk' ich wieder dran. Wann ist denn eigentlich die Ziehung? Zeig doch dein Los einmal her."

Noch immer hielt er sie zärtlich umschlungen, seine Augen aber belauerten verstohlen den Ausdruck ihres Gesichtes. Und was er da plötzlich sah, griff ihm eiskalt an das Herz. Nicht nur ihre Zunge, ihr ganzes Wesen war plötzlich wie verwandelt, wie erstarrt, und aus den Wangen und Lippen wich ihr das Blut.

„Hast du's etwa gar verloren?" rief er in nicht völlig versteckter Angst.

. . .

Da schüttelte sie mit einem seltsamen Lächeln den Kopf. „Nein, verloren hab' ich's nicht.“ Dann voll Hast, fast als wäre sie froh, sich zu entfernen, ein paar Minuten mit sich allein zu sein, eilte sie in ihr Stübchen nebenan.

Mit vorgebeugtem Kopfe saß er lauschend da. Sie brauchte lange, bis sie das Los fand. Als sie zurückkam, hatte ihr Gesicht wieder seinen gewohnten Ausdruck. Zwischen den Fingern der herabhängenden Rechten hielt sie das zusammengefaltete Los.

Er hielt sein eigenes unter der Manschette verborgen und eilte ihr nun mit scherzendem Lachen entgegen. „So, nun zeig' einmal. Erstens — wann ist denn eigentlich die Ziehung?“

Das Los, das sie ihm gereicht, begann er, halb den Rücken ihr zugekehrt, zu entfalten.

Ein gieriger Blick auf die Nummer und dann ein zorniger Aufschrei: „Das ist's ja gar nicht — dein Los! Dein richtiges Los, wo hast du das?“

„Du hast's in den Händen.“

Auch sie hatte sich halb von ihm abgewandt, ihre Stimme klang leise.

„Das wär' dein Los? Dasjenige, was du dir auf dem Ausflug gekauft hast? Das ist eine Lüge! Dein wirkliches Los, was hast du mit dem angefangen, wo ist das?“

„Du hältst's in der Hand,“ sagte sie noch einmal.

„Nein,“ schrie er, immer mehr die Selbstbeherrschung verlierend — „nein, das ist es nicht, ich weiß es besser.“

„Was weißt du denn besser?“

Sie hatte sich ihm wieder zugekehrt, ihre Augen blitzten, etwas in ihr setzte sich zur Wehr.

Er achtete nicht darauf. „Deine Losnummer weiß ich besser, die richtige Nummer. Zufällig hab' ich sie

mir gemerkt, als ich dir das Los zusammenlegte, und zudem hab' ich sie mir auch noch mit aufgeschrieben." Er hatte sein Taschenbuch herausgerissen und hielt es ihr entgegen. „Da — unter meiner eigenen steht deine Nummer: 60,600 — Irrtum ist ausgeschlossen. Und hier das Los hat die Nummer 19,584!"

Mieze begann plötzlich zu stutzen. Seine Erregung, die sie einen Augenblick für Eifersucht gehalten, befremdete sie mehr und mehr. Fest heftete sie den Blick auf ihn und fragte langsam: „Aufgeschrieben hast du dir meine Nummer? Warum denn?"

Er erschrak. Seine Unvorsichtigkeit, zu der er sich durch die tolle Aufregung hatte hinreißen lassen, kam ihm zum Bewußtsein. Hatte er sich verraten? Wußte sie vielleicht schon um den Gewinn und wollte ihn nur auf die Probe stellen?

Ein Lächeln trat auf sein Gesicht, und zärtlich bog er sich ihr wieder zu. „Ach — — es war so eine Torheit, eine Art verrückte Zukunftsmusik. Wie ich dir damals das Los zusammenlegte, dacht' ich mir: wenn sie das wieder auseinanderfaltet, soll sie dich lieben — da soll sie deine Braut sein."

„Ach, wirklich — das hattest du dir dabei gedacht? Und gerad' an dem Tage, wo du nachher Otti Niederhuber noch so angelegentlich die Cour gemacht hast?"

„Jawohl — und dir der Franzel!" rief er und wollte sie wieder umfassen.

Doch sie bog sich von ihm zurück und bemächtigte sich wieder des Loses, das seine Finger plötzlich fester umklammerten.

„Gib doch noch einmal her und laß mich selber seh'n. Wann ist denn eigentlich die Ziehung? Ah —" Sie hatte gelesen, las nochmals und sagte gedehnt: „Die Ziehung war ja schon — vor vier Tagen."

Das Blut in den Adern begann ihm zu stocken, dennoch brachte er es fertig, harmlos erstaunt zu fragen: „Die Ziehung wär' schon gewesen? Zeig' doch! — Ja, wahrhaftig, schon am Samstag, da wird's also doppelt Zeit, daß man sich drum bekümmert. Also, im Ernst, wo hast du dein Los?"

„Das hab' ich vertauscht."

„Wa — — was hast du?"

Und ruhig, langsam wie sie zuvor gesprochen, wiederholte sie es: „Ich hab's mit wem vertauscht."

„Vertauscht — deine Nummer, 60,600 — die hast du — vertauscht?!"

Weit aus ihren Höhlen hervorgequollen waren seine Augen. Seine Stimme klang kaum noch menschenähnlich. Mit einer packenden Bewegung, als wolle er sich auf eine entfliehende Beute stürzen, ergriff er ihren Arm. „Mit wem hast du's vertauscht? Gesteh's!"

Sie antwortete nicht, sah ihn nur unverwandt an.

„Gesteh's!" schrie er noch einmal. „Oder — was frag' ich erst lang, mir fällt's ein: Glück soll das ja wohl demjenigen bringen, mit dem einer sein Los austauscht. Und wem du an jenem Tag so von ganzem Herzen Glück gewünscht hast, das war ja wohl der Pinselmeier, der Franzel. Und mit dem — hast du's etwa gar mit dem vertauscht?"

„Und wenn ich's mit dem ausgetauscht hätte?"

„Wenn du's — das heißt, du hast's getan! Gesteh's — hast du's getan?"

„Ja, ich hab's getan."

Ein wahnwitziges Aufbrüllen. „Sie hat's getan! Der hat das Los — der!"

Einen Augenblick schnappte ihm die Stimme ab, um alsbald nur um so schriller wieder aufzuklingen, während seine Fäuste sich schüttelnd hoben. „Der Lump,

der Schuft, der Spitzbub'! Aber ich zwing's ihm wieder ab, herausgeben muß er's wieder, und wenn ich's ihm mit Gewalt —"

Zur Tür wollte er stürzen, doch Mieze trat ihm in den Weg. „Was soll das alles heißen? Und was für eine Bewandtnis hat das mit dem Los?"

Eine Wut packte ihn, daß er sie gleich hätte erwürgen mögen, und dabei ein Gefühl: lieber sich die Zunge abbeißen, als ihr jetzt die Wahrheit sagen, damit sie am Ende gar noch dem Halunken, dem Betrüger das Glück —

Ersticken hätte er können an dem Gedanken! Mit beiden Fäusten riß er über der Brust den Rock voneinander, als könne er so sich Luft verschaffen. Dabei aber fiel das nur lose eingesteckte Taschenbuch zu Boden, klappte voneinander, und ein mit Zahlen bedrucktes Blatt flog daraus hervor.

Wie der Blitz hatte Mieze sich danach gebückt und es aufgehoben.

Doch fast nicht minder schnell stürzte der schöne Theo darauf los und suchte das schon gefaßte ihr wieder zu entreißen.

„Her damit, das geht dich nichts an!"

„Doch, das geht mich sehr viel an, denn mir scheint's, das ist die Ziehungsliste, und ich will doch endlich —"

Es gab zwischen beiden eine Art von Ringen um das Blatt und dann einen scharfen Riß. Nur ein Fetzen der Liste war in Miezes Hand zurückgeblieben, und zwar der Kopf derselben. Einen einzigen Blick warf sie darauf, und von ihren Lippen kam ein erstickter Aufschrei.

Ans Fenster stürzte sie, las und las wieder und immer wieder und stets nur dasselbe: „Nummer 60,600: dritter Hauptgewinn — 100,000 Mark."

Ihr Blick fuhr starrend in der Stube umher, traf auf den schönen Theo, und hin zu ihm stürzte sie wieder, packte seinen Arm: „Du — du — ist denn das wahr, ist denn das wirklich und wahrhaftig wahr? Hunderttausend Mark gewonnen auf 60,600 — und mein Los war das? Weißt du's denn auch wirklich ganz sicher, daß das mein Los war?“

„Sicher!“ rief er, und ein Hoffnungsstrahl kam ihm wieder, da er ihre heftige Erregung sah. Wenn sie gemeinsame Sache mit ihm machte, ihm freie Hand ließ, war doch vielleicht noch nichts verloren.

Mieze aber tastete sich über die Stirn, schloß die Augen und öffnete sie wieder weit. Träumte sie denn, oder war's Wirklichkeit? Hunderttausend Mark, die ihr gehört hätten, ihr! — und die nun dem Franzel — —

„Ich gönn's ihm, ja, ja, ich gönn's ihm!“ Ganz außer sich rief sie's plötzlich.

Ein tolles Hohnlachen schnitt in ihre Worte. „Sie gönnt's ihm! Gönnt's ihm!“ Und auf sie einfahrend schrie er: „Bist du denn verrückt geworden, ganz und gar verrückt?“

„Nein, aber die Augen fangen mir an gründlich aufzugehen.“

„So, gehen sie dir auf? Kommst du endlich dahinter, wie du mit dem Farbenkleckser stehst?“

Wie seine Raserei sich steigerte, wurde des Mädchens Ruhe immer größer. „Nicht um den Franzel handelt sich's, sondern um dich.“ Und sich ein wenig gegen ihn vorbeugend, sah sie ihm fest in das Gesicht. „Also so sah der unwiderstehliche Impuls aus, der dich auf einmal zu mir trieb! Am Samstag kam meine Losnummer mit dem Gewinn heraus, und am Sonntag hast du dich mit mir verlobt.“

Er dachte nicht mehr daran, sich herauszureden,

warf sich im Gegenteil in die Brust, als verteidige er sein gutes Recht. „Und wenn sich's so verhält! Ich kann keine arme Frau gebrauchen. Und allzuviel Anstrengung hat's mich ja nicht gekostet, dich 'rumzukriegen. Du hast mir's ja leicht genug gemacht und deine Mutter noch vollends dazu."

Mieze zuckte zusammen, ihr Blick sank zu Boden. „Ich wollte nicht —" murmelte sie.

Er lachte beinahe frech. „Du hast nicht gewollt, bis dir das warme Abendbrot gut geschmeckt hatte und du dir's auch sonst ausdachtest, daß du bei mir gut ins Warme kämst. Wenn einer der Betrogene und Genarrte bei der Verlobung ist, so bin ich's ganz allein, dafür geh'n jetzt auch mir die Augen auf. Aber denk nicht, daß ich noch weiter der Dumme bin —"

Mieze, sehr blaß geworden, hatte schon den Ring vom Finger gezogen und schob ihm den hin. „Ich denk', wir haben uns nichts weiter zu sagen. Ihre Geschenke schicke ich Ihnen selbstverständlich zurück."

„Meine Geschenke — und was ich sonst dabei zugesetzt —" Sein Gesicht verzerrte sich.

Mieze aber zuckte die Schultern. „Beim Glücksspiel muß einer immer gewärtig sein, daß er schließlich doch eine Niete zieht."

Zur Tür hin stürzte der schöne Theo, hinaus auf den Flur, die Treppen hinab, aus dem Haus und hin und her durch die Straßen. Und in ihm tobte und knirschte die Wut des Betrogenen, Genarrten.

Otti Niederhuber mit ihren hundertfünfzigtausend, die er auf ewig sich verscherzt, seine gekündigte Stellung, dazu dreihundert Mark Schulden — es war ihm, als ob jedes einzelne der wohlgebürsteten Haare auf seinem Haupte sich sträubte.

— — — — — — — — — — — —

„Na, ist denn der Theodor noch nicht da?“ fragte, als sie kurz nach dessen Fortgang wieder heimkehrte, die Obersteuerkontrolleurin.

„Er war da,“ antwortete Mieze.

Die Mutter horchte auf. Wie das klang!

Erschrocken rief sie: „Um Gottes willen, es hat doch nichts zwischen euch gegeben?“

„Ja, es hat was gegeben. Aber es hat nichts auf sich.“

„Mieze, Mieze — ist das auch wirklich wahr?“

„Ja, Mutter, das ist wahr.“

Es klang so, daß einer ihr glauben mußte, und die Mutter forschte nicht weiter. Ein kleiner Liebeszwist kam ja bei Verlobten öfter vor und brachte danach die beiden meist nur näher zusammen.

Mieze aber hatte sich wieder abgewandt. Das tiefe Schämen, das des schönen Theo letzte Worte in ihr wachgerufen, kam ihr bei der Mutter Anblick verdoppelt zurück, und sie vermochte es nicht über sich, derselben jetzt die Wahrheit zu sagen. Morgen erst sollte das geschehen.

7.

Endlich war er da, der Schluß des Unterrichts, die Stunde, bis zu der die junge Lehrerin mit fiebernder Ungeduld, mit immer stürmischeren Herzschlägen die Minuten, die Sekunden gezählt hatte.

Jetzt zum Franzel hin! Es ihm sagen, was Wahrheit war, was sie in einem halben Dutzend Lotteriegeschäften sich hatte bestätigen lassen. Gar nichts Bestimmtes dachte sie sich aus, nur sein Gesicht sah sie immer, das dumme, gute Gesicht, das er machen würde, wenn er's erfuhr.

Der Weg zu seinem Atelier war ihr nicht fremd. Vordem, als sie sich selber noch als angehende Künst-

lerin gefühlt, war sie öfters im Kollegenkreise dort gewesen. Nun flog sie die Treppen hinauf. Auf der vorletzten Stiege kam ihr seine Vermieterin entgegen, die sie gleichfalls kannte. Ob er daheim sei, fragte sie diese.

„Jawohl, heut in der Früh ist er wieder heimkommen. Ein paar Tag' ist er mit seinem Malzeug fort gewesen, und ausgeschaut hat er, als wär' er die ganze Zeit nur immer 'rumgelaufen. Die Stiefeln rein in Fetzen. Ich hab'. sie grad' erst zum Schuster gebracht und ihm was zum Essen geholt, weil er jetzt halt net ausgeh'n kann."

Den letzten Treppenabsatz flog Mieze förmlich hinauf und mußte an sich halten, daß sie nicht hell hinauslachte. So närrisch kam's ihr vor, was die Frau als ernste Selbstverständlichkeit gesagt von den zerrissenen Stiefeln, und daß er nicht ausgehen konnte, weil er kein zweites Paar hatte. Aber gottlob, daß er das nicht hatte und nun daheim sein mußte!

An seine Ateliertür klopfte sie. Erst einmal ganz gesittet, als aber nicht sofort ein Hereinruf kam, mit allen zehn Fingern einen wahren Wirbel. Und dazu rief sie's, jauchzte es mit seinen eigenen Worten: „Sein S' doch bloß so gut und machen S' mir auf, Herr Franzel, denn das Glück klopft an!"

Im Atelier drinnen gab's ein krachendes Geräusch, als ob einer einen Stuhl hinter sich zu Boden schleudere. Der Riegel wurde zurückgestoßen, die Tür aufgerissen, und in ihrem Rahmen stand in niedergetretenen Hausschuhen, die Haare zerwühlt, das Gesicht bleich, verstört, die Augen flackernd in heftiger Erregung und in der von sich gestreckten Linken noch sein Mittagsmahl, die angebissene Weißwurst — der Franzel.

Und ihr brach, wie sie ihn so sah, unaufhaltsam das närrische, jubelnde Lachen hervor, und ins Gesicht hin-

ein lachte sie's ihm noch einmal: „Ich bin das Glück! Ich bin das Glück!"

Da kam auch ihm von den Lippen schrill ein hohnlachender Laut. „Ich hab's ja mit eigenen Augen geseh'n, Ihr Glück. Aber es freut mich, daß Sie sich noch die Müh' nehmen, mir's ganz ausdrücklich selber zu versichern. Und freuen tut's mich, daß Sie mir die Gelegenheit bieten, Ihnen mein Empfinden darüber auszusprechen, denn es ist unbekömmlich, wenn einer manche Dinge so ganz stumm in sich hinunterfrißt."

Eine wildschleudernde Armbewegung beförderte die Weißwurst in irgend eine Ecke, und der Franzel trat dicht vor Mieze hin, die, ohne seine Einladung abzuwarten, an ihm vorbei in das Atelier hineingeschritten war.

„Jawohl, Fräulein Dannicher, es freut mich, Ihnen zu bekennen, daß ich ein Narr war, ein blinder Narr. Ich hab' mir all mein Lebtag was auf meine guten Augen eingebildet, nun haben die mich einmal so gründlich getäuscht, daß mir der Zweifel gekommen ist, ob nicht am Ende alles, was sich mir bisher so dargestellt hat, nur Täuschung war, zum Beispiel meine sogenannte Künstlerschaft. Aber darauf kommt's nicht an. Ich hatt' mir's ja auch von Ihnen eingebildet, Sie wären eine Künstlernatur, und einen Ruck gab's mir, wie Sie so eines Tages zum einbringlichen Broterwerb übergingen. Aber da ließ sich das noch begreifen. Und begriffen hätt' ich's auch, wenn einmal eine Leidenschaft über Sie gekommen wär', so eine ganz wahnsinnige und Sie hätten was getan, eine Dummheit, eine Schlechtigkeit, meinethalben ein Verbrechen — da hätt' ich noch meinen Punkt dazu gefunden, und Sie wären an dem Platz verblieben, wo ich Sie mir hingestellt. Aber wie ich Sie vor ein paar Tagen auf einmal vor mir sah

mit Ihrem sogenannten Glück am Arm — da war's aus — aus, aus! Da wußt ich's, daß einer mit sehenden Augen farbenblind durch die Welt laufen kann, und daß diejenige, die sich mit dem schönen Theo verlobt hatte, nichts weiter war als ein ganz gewöhnliches Weib, so eines von der wohlfeilen Dutzendsorte, gerad' gut genug, daß ein fader Geck mit ihr vor den Altar tritt."

„Ich tret' ja gar nicht vor den Altar mit ihm."

Ganz sanft und leise sagte sie es und sah ihn an mit den großen Augen, die heißer und immer heißer aufgeleuchtet hatten, während er seine Worte hervorstieß und endlich mit keuchendem Atem schwieg und sich abwandte, als habe er sein letztes Wort zu ihr gesprochen.

„Ich tret' ja gar nicht vor den Altar mit ihm," sagte sie noch einmal.

Da fuhr er wieder herum, starrte sie an, beugte sich gegen sie vor, als suche er etwas an ihr — diejenige, die er einstmals in ihr gesehen hatte — hielt dann ihre Hände gepackt und preßte dieselben, als wolle er sie zerbrechen.

„Ist denn das wahr — ist denn das wahr?"

„Au," machte sie, „so weh zu tun brauchen Sie mir nicht, ich hab' mir selber schon genug im stillen darüber angetan. Aber das ist ja jetzt alles Nebensache. Das Los, Franzel, das Sie vor vier Wochen mit mir ausgetauscht haben, wo haben Sie das Los?"

Er schien gar nicht zu hören, was sie sprach, von ihm wollte, starrte sie noch immer an wie eine vom Tod Erstandene.

Rüttelnd faßte sie seine Schulter. „So wachen Sie doch endlich auf! Hören Sie's denn nicht, das Glück ist da, das Glück!"

„Ja, das Glück!“ jubelte jetzt auch er. „Und ich halt's mir fest, laß es nicht wieder davon — halt's mir fest!“

In die Arme hatte er sich die Mieze Dannicher gerissen, doch sie entschlüpfte ihm und wehrte ihn ab mit heißem Lachen.

„Nein, nein, auch das ist jetzt Nebensache. Ihr Los, Franzel, her damit! Wo haben Sie Ihr Los?“

Eine Art von Begreifen begann ihm zu dämmern, sein Kopf schob sich vor, seine Augen fuhren suchend im Atelier hin und her. „Das Los — das hab' ich mitverbrannt —“ sagte er endlich und zog den Kopf wie ein schuldbewußter Schulbube ein.

„Ver — brannt — — —“

Er gestand weiter: „An dem Tage, wo ich die Verlobung erfuhr, da hab' ich alle Erinnerungen genommen und dort in den Ofen gesteckt.“

„Aber doch nicht auch das Los?“

„Das zuerst, weil das mit so einem ganz besonderen Glückwunsch ausgetauscht war.“

„Franzel! Fran—zel!“ Erst ein Schrei, dann ein verzweifeltes Aufschluchzen. „Verbrannt — das Glück — hunderttausend Mark verbrannt!“

„Mieze — Mieze!“ Auch der Franzel schrie plötzlich auf. „Das ist ja doch nicht wahr! Hunderttausend Mark — so viel Geld gibt's ja gar nicht!“

Sie schluchzte immer verzweifelter. „Doch, doch — mit hunderttausend Mark ist Nummer 60,600 'rausgekommen, und Nummer 60,600 war das Los.“

Jetzt endlich hatte er völlig begriffen, doch wie ein Wahnsinniger wehrte er sich gegen dieses Begreifen. „Das ist nicht wahr! Das kann nicht wahr sein! Und das soll nicht wahr sein!“

„Es ist aber doch wahr, ich hatt' mir ja doch auch

die Losnummer gemerkt.“ Ihr Körper schütterte förmlich vor Schluchzen.

„Hör' auf, Mieze, hör' auf!“ schrie der Franzel und krallte sich in die Haare. „Tu' mir nicht auch noch das an, daß du weinst. Oder ich bring' mich um. Gleich auf der Stelle hier vor deinen Augen bring' ich mich um. Ich Lump, ich Esel! Ins Zuchthaus gehör' ich ja! Hunderttausend Mark verbrennen — hunderttausend Mark, die dir gehörten!“

„Nein, dir gehörten sie ja doch, das Los war ja dein,“ korrigierte sie ihn, und beide wurden sich's gar nicht bewußt, daß sie sich duzten, als wär' das die selbstverständlichste Sache von der Welt.

„Mir hätten sie gehört?“ schrie er und fuchtelte nur wilder um sich. „Ich wollt', es wär' so, dann hätt' ich wenigstens nur mich selber bestohlen. Aber dein Gewinn war's, das ist doch selbstverständlich; wenn das Los gewann, blieb's natürlich dein.“

„Nein, dein,“ beharrte sie wieder. „Aber das ist doch auch ganz egal, meins oder deins.“

„Nein, das ist nicht egal,“ fuhr er auf. „Denn wenn's mein gewesen wär' und ich hätt' hunderttausend Mark darauf gewonnen und hätt' die nicht verbrannt, da hätt' ich jetzt kommen und sagen können: Mieze, ich bin kein armer Teufel mehr, willst du meine Frau werden?“

Mit verstärktem Schluchzen schüttelte sie den Kopf. „Ach, das wär' das wenigste, ich nähm' dich auch als armen Teufel, wenn du mich nur wolltest.“

„Mieze — Mieze!“ Er packte sie an den Händen. „Sag' das noch einmal! Noch einmal sag' das! Du nähmst mich auch als armen Teufel?“

„Wenn du mich willst, Franzel — ja,“ sagte sie und wischte sich mit dem Handrücken die Tränen vom Gesicht.

Er aber hatte aus der Tasche seinen Geldbeutel gerissen, klappte ihn auseinander und hielt ihn ihr unter das Gesicht. „Da — schau's dir an, mein ganzes Barvermögen ist drinnen — siebenundachtzig Pfennig! Und wenn der Spitzbub' von Kunsthändler sein Angebot auf die Winterlandschaft zurückzieht, da kann ich nächsten Monat bette'n. Was sagst du dazu? Willst mich noch?"

„Freilich," sagte sie, und aus den nassen Augen brach wie eitel Sonnenschein wieder das Lachen. „Ich denk' mir das Betteln zu zweien einbringlicher."

„Mieze — Mieze!" Um die Taille faßte er sie, schwenkte sie empor und schüttelte sie in der Luft. „Wenn du mich jetzt bloß zum Narren hast halten wollen, da bring' ich dich um!"

„Bring mich lieber nicht um, Franzel, es wär' schad um die vielen schönen Stunden, die wir noch miteinander leben können."

Da lag er vor ihr auf den Knieen und küßte ihr die Hände. „Ich glaub', ich werd' verrückt, vor lauter Glück verrückt!"

Doch schon war er wieder emporgesprungen, und etwas von der vorangegangenen Verzweiflung hatte ihn abermals gepackt.

„Nein, nein, ich glaub's dir nicht, das ist nur die reine Großmut von dir, mich's nicht fühlen zu lassen, wie sehr ich dich betrogen und bestohlen hab'."

„Laß doch das dumme Geld, wo's noch dazu deins war. Schön wär's ja freilich gewesen, wenn wir's gekriegt hätten, aber vielleicht wär's eben gar zu schön gewesen und hat drum nicht sollen sein."

Trotz aller heldenhaften Resignation zitterte ihr doch ein Seufzer auf, und ihr Blick richtete sich auf den Kanonenofen in der Ecke.

„Der also hat die hunderttausend Mark hinuntergeschlungen —“

Und plötzlich war sie zu dem Ofen hingestürzt und rüttelte ihn, daß das Rohr ins Wackeln kam.

„Kerl, elender, gib's wieder her! Gib's wieder her!“

An der Ofentür zerrte sie, und die sprang auf, und dahinter quoll's hervor: zusammengeballtes Skizzenpapier, bemalte Leinwand, und groß und immer größer wurden Miezes Augen, wie sie auf einer herausgefallenen Skizze blond und blaugeaugt ihr eigenes Konterfei erblickte.

„Ja, was ist denn das?“

Der Franzel aber schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn und tat gleich darauf einen Luftsprung fast bis zur Decke empor. „Ich Esel! O ich Esel! Hineingesteckt hab' ich's in den Ofen, aber anzuzünden hab' ich's vergessen!“

Mieze hatte schon mit beiden Händen hineingefaßt in die Ofenhöhlung. „Und das Los — das Los, Franzel?“

„Das muß zuunterst liegen,“ brüllte er, und dann begann ein Wühlen und Suchen, vor dem Ofen auf der Diele türmten sich die Unzahl der Skizzen und Zeichnungen, die sämtlich Mieze Dannicher zum Vorwurf hatten. Auch ein paar verwelkte Blumen, eine blaue Schleife — doch von dem Lose keine Spur. Und abermals tauchte Mieze unbekümmert um das lichte Sommerkleid den Arm bis zur Schulter hinein in des Ofens rußigen Schlund — und plötzlich aus zwei Kehlen ein einziger Schrei.

Da — da — verknüllt, mit Asche eingestäubt, da war's — das Los — die gebenedeite Glücksnummer 60,600!

„Franzel!“

„Mieze!“

An den rußigen Händen hielten sie sich gefaßt, schwenkten das Los in der Luft, wirbelten im tollen Freudentanz durch das Atelier.

Mit einem Male standen sie aber beide ganz still da und schauten sich fast furchtsam an, als faßten, glaubten sie's nicht. Und Mieze schlug die Hände vor das Gesicht und weinte laut auf.

„Nein, nein — ich verdien's ja nicht, das Glück — das richtige mein' ich, daß du mich noch immer liebst und mich willst. Und ich muß dir's doch auch erst noch alles sagen und beichten, wie das kam und möglich war, daß ich mit dem —“

Mit beiden Händen hielt er ihr den Mund zu. „Nichts sagen sollst du, gar nichts. Ich sag' ja auch nichts davon, daß ich mich genier', so eine reiche Frau zu heiraten.“

Da lachte sie schon wieder hell auf. „Deins oder meins — zanken wollen wir uns nicht drum, wem das Geld gehört, denn unser ist's auf alle Fälle. Und, Franzel, Franzel“ — aus den lachenden Augen schossen aufs neue die Tränen — „nach Italien, jetzt gehst du nach Italien!“

„Wir — wir!“ jubelte er. „Und malen mußt du wieder. Und am Golf von Sorrent, da bauen wir uns eine Villa. Und nur noch weißseidene Kleider tragen darfst du mir, so eine ganz weiche, mattweiße, fließende Seide —“

Sie lachte. „Und dir kaufen wir ganz schnell ein Paar neue Stiefel, damit wir vor allen Dingen hingeh'n können und das Geld uns holen.“

„Stiefel —“ Erst jetzt kam ihm seine mangelhafte Fußbekleidung zum Bewußtsein. Blitzschnell tauchte er hinter einem Eckvorhang unter und kam alsbald wieder

zum Vorschein, die Füße in ein Paar Lackstiefeletten gezwängt.

„Ich hab' ja doch noch die Tanzschuh', sie kneifen zwar schauderhaft, aber irgend ein Erdenelend muß ich jetzt haben, sonst flög' ich vor lauter Seligkeit direkt in den Himmel hinein."

Sie trocknete sich die Hände, von denen sie notdürftig den Ruß gewaschen, und zog ihn dann mit sich. „Und nun komm endlich, komm — die Mutter muß es ja doch auch noch erfahren."

Der Franzel fuhr sich plötzlich hinters Ohr und zog ein Bein hoch. „O jerum, die Frau Mutter, die mir nie sehr gewogen war, die will auch noch gefragt sein."

Aber Mieze schüttelte übermütig den Kopf. „Nicht nötig, sie erst zu fragen, wenn wir ihr mit den hunderttausend Mark ankommen, da sagt sie von selber ja."

„Wir haben hunderttausend, hunderttausend, wir haben hun—dert—tau — —"

Da hielten sie plötzlich im Singen ein, schauten sich in die Augen und lagen sich in den Armen.

„Nein, wir haben — uns!"





Am unteren Neckar.

Eine Frühlingswanderung. Von Th. Seelmann.

Mit 10 Illustrationen. 

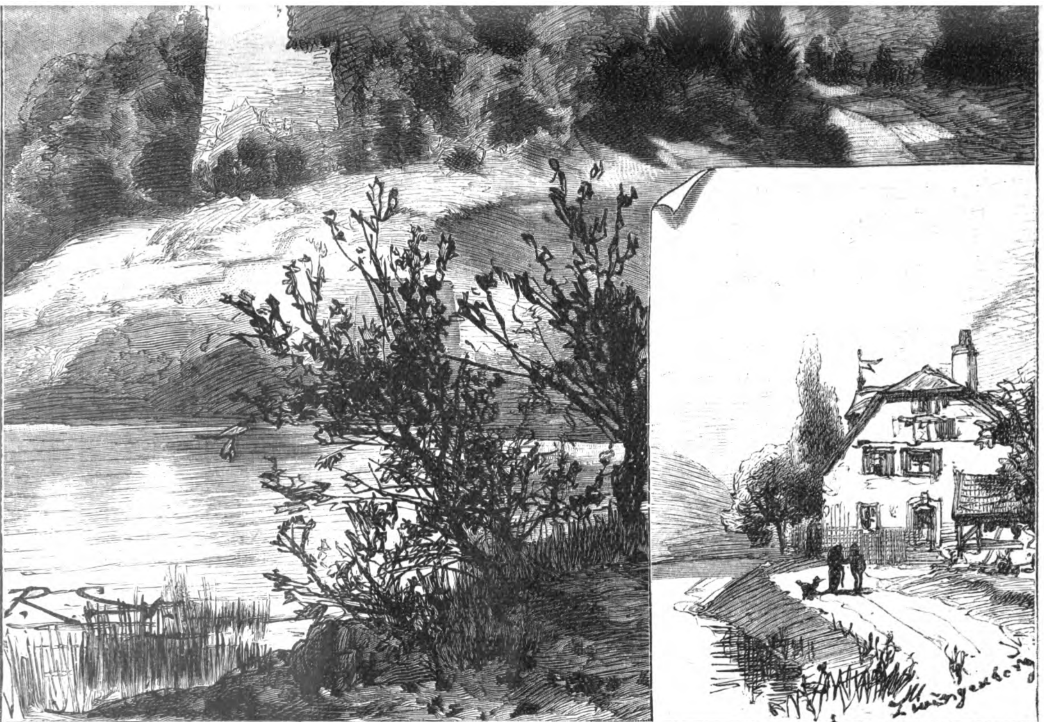
Deutschland ist reich an herrlichen Gegenden mit trotzigen Bergriesen, rauschenden Wäldern, sprudelnden Bächen und lauschigen Talgründen. Sie alle haben ihre besonderen Vorzüge, aber, so besucht und gepriesen sie auch sein mögen, mit allen kann getrost den Vergleich wagen jener wunderbare Erdenwinkel, der oberhalb Heidelberg das Gelände des unteren Neckars umfaßt. Teils Hügelland, teils Mittelgebirge, bedeckt mit Reb- und Obstkulturen, saftigen Wiesen und prächtigen Wäldern hat er die unschätzbare Eigenheit, daß sich in ihm die Zeugen einer historisch bedeutsamen Vergangenheit wie kaum anderswo mit den Reizen der Natur zu einem harmonischen Bilde verbinden. Ruinen und Burgen umkränzen den unteren Neckar in Fülle, und die Städte, die er mit seinen Wellen bespült, sind mit ihren altertümlichen Bauten ein leibhaftes Stück aus dem deutschen Mittelalter. Naturfreund und Geschichtsfreund kommen am unteren Neckar beide zu ihrem Rechte.

Aus dem weiten Becken des sonnigen Schwabenlandes strebt der Neckar dem Odenwald entgegen. Er hätte es leicht, die niedrigen Hügel des Kraichgaus zu durchbrechen, aber er fühlt in sich noch den Mut der



Blick auf Schloß Hornegg. – Partie aus Wimpfen.



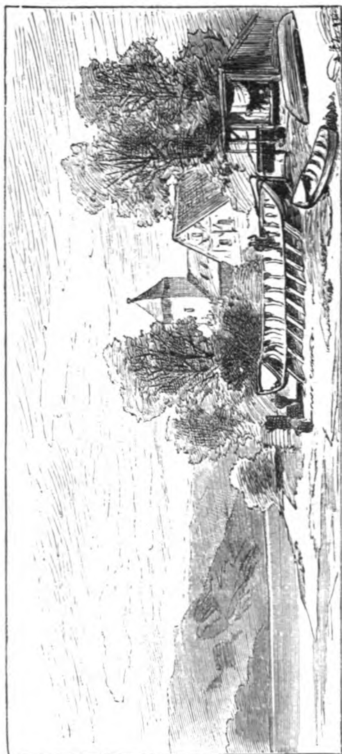


Schloß Zwingenberg.

Jugend schäumen, und wagelustig schlägt er den Weg nach Norden ein, um seine Kräfte mit dem harten Felsgestein des Gebirges zu messen. Erst die wuchtige Masse des Katzenbuckels lenkte ihn von seiner nördlichen Richtung ab und drückte ihn nach Westen. Aber auch hier erwuchs ihm eine gewaltige Arbeit. Er mußte den Fels zermahlen und die Bergriegel zersägen, um sich durch sie hindurchzuzwängen und sich freie Bahn nach dem Vater Rhein zu schaffen. So groß jedoch die Mühe ist, die ihm auferlegt wird, er liebt dieses Gebiet, wo er die Stärke seines Willens bekunden kann, und als vermöchte er sich von ihm nicht zu trennen, so umschlingt er immer wieder die grünen Kuppen mit dem Silberband seiner Fluten. Endlich aber muß er doch den Bergen Lebewohl sagen. Gerade dort, wo sie am nächsten an ihn herantreten, wo sie am steilsten aufragen, reißt er sich von ihnen los und wendet sich in die üppige Niederung. —

In breitem Tale nähert sich der Neckar von der Deutschherrenstadt Neckarsulm, wo er die Sulm empfängt, der alten Reichsstadt Wimpfen. Von einer leichten Anhöhe herab, schräg gegenüber der Einmündung der Jagst, blickt das Städtchen auf ihn nieder. An seiner Stelle soll einst die römische Ansiedlung Cornelia gelegen haben. Noch lange nachher, als die Römer den deutschen Boden verlassen hatten, stand sie in Blüte. Erst als die Horden der Hunnen unter ihrem König Attila um die Mitte des 5. Jahrhunderts in Deutschland eindrangen, sank auch Cornelia in Schutt und Asche. Durch deutsche Einwanderung entstand es später unter dem Namen Wimpfen von neuem. Im 14. Jahrhundert wurde Wimpfen Reichsstadt, obgleich sich sein Machtkreis nur auf drei benachbarte Orte beschränkte. Erst 1802 verlor es die Reichsfreiheit. Unter seinen Mauern kämpfte am 6. Mai 1622

der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, der Parteigenosse Friedrichs von der Pfalz, des Winterkönigs, den die böhmische Königskrone nur so kurze Zeit schmücken sollte, mit dem kaiserlichen Heerführer Tilly. Der Markgraf unterlag. Zwar ist die Erzählung von den 400 Pforzheimern, die, um den Markgrafen zu retten, den Heldentod starben, nur sagenhaften Ursprungs, aber sie beweist doch, wie treu die Seinen zu ihm hielten. Heute ist Wimpfen ein betriebsames Städtchen, das sich in den Resten einer Kaiserpfalz und in turmgekrönten Toren und hochgiebeligen Häusern manchen mittelalterlichen Zug erhalten hat.

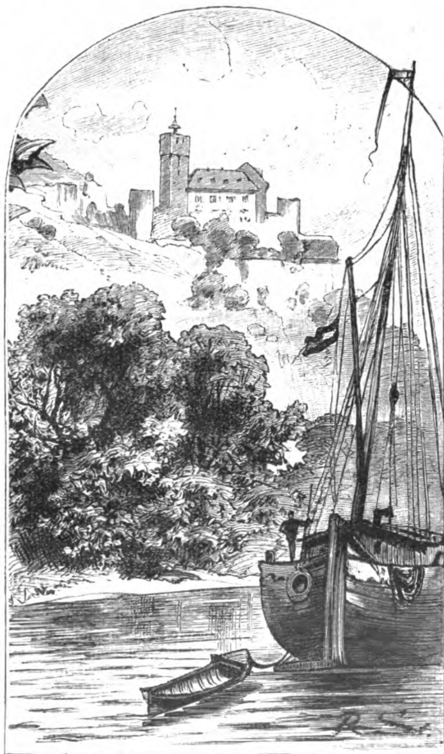

Uferpartie bei Gundelsheim.

In einem prächtigen Bogen die Kraichgauberge umsäumend, während ihn rechts die Hochebene des deutschen Feldes einrahmt, trägt jetzt der Neckar seine Fluten in das Land der Burgen. Die erste in diesem Kranz alter Festen ist Schloß Hornegg, einst Sitz der Hoch- und Deutschmeister des Deutschen Ordens und jetzt ein vielbesuchtes Sanatorium. Von einer mit Reben bepflanzten Fels-

wand, an deren Fuß sich das Städtchen Gundelsheim mit seiner turmgewappneten Mauer schmiegt, schaut es weit in die Lande hinein. Auf dem kahlen Gipfel des Berges aber steht die Michelskapelle, eine uralte Kultusstätte. Ihr gegenüber liegt das einem Zweig der Freiherren von Gemmingen gehörige Schloß Guttenberg mit seinem gewaltigen Bergfried und weiter stromabwärts folgt bei Neckarzimmern die bekannteste der Neckarburgen, der Hornberg.

Auf Hornberg hauste Götz v. Berlichingen, der Ritter mit der eisernen Hand, den Goethe durch sein Schauspiel berühmt gemacht hat. Allerdings war er von etwas anderer Art, als ihn der Dichter geschildert hat. Der Kampf war sein Lebenszweck. Bald führte er selbständig Fehde mit Fürsten und Städten, bald leistete er Freunden und Gesellen Hilfe, meist zum Zweck des Gewinnes an Beute und Lösegeld, und nur selten zum Schutz Unterdrückter. Zweimal mußte er sich verpflichten, seine Neckarburg Hornberg nicht mehr zu verlassen. Als er 1519 im Bunde mit Herzog Ulrich von Württemberg die Stadt Möckmühl tapfer verteidigte, sie aber aus Mangel an Munition und Lebensmitteln nicht halten konnte, wurde ihm zwar freier Abzug versprochen, aber trotzdem seine Fortführung in die Gefangenschaft nach Heilbronn verfügt. Erst drei Jahre später setzten Franz v. Sickingen und Georg v. Frundsberg seine Befreiung durch, nachdem er ein Lösegeld von 2000 Gulden erlegt und Urfehde geschworen hatte. Bis zum Jahre 1525 verblieb er ruhig auf Hornberg. Da flammten die Bauernunruhen auf. Die Bauern zwangen ihn, die Führung des Odenwalder Haufens auf vier Wochen zu übernehmen und den Frauenberg bei Würzburg zu belagern. Indessen benützte er eine Entsendung gegen das schwäbische Bundesheer, um sich auf seine Burg zurückzuziehen. Nach Niederwerfung der Bauern wurde

er, obwohl er erklärte, nur deshalb an die Spitze der Bauern getreten zu sein, um Übeltaten zu verhindern, im Auftrag des Schwäbischen Bundes überfallen, nach Augsburg gebracht und erst 1530, nachdem er gelobt hatte, weder an den Mitgliedern des Bundes Rache zu üben, noch sich aus dem Umkreis seiner Burg zu entfernen, aus der Gefangenschaft entlassen. Zehn Jahre später erhielt er seine völlige Bewegungsfreiheit wieder, er kämpfte noch gegen die Türken und gegen Frankreich und starb hochbetagt 1562 auf Hornberg. Seine eiserne Hand, eines der ältesten Beispiele künstlicher Gliedmaßen und nach eigenen Angaben angefertigt, wird noch jetzt auf der Stammburg der Berlichingen, auf Jagsthausen, gezeigt.

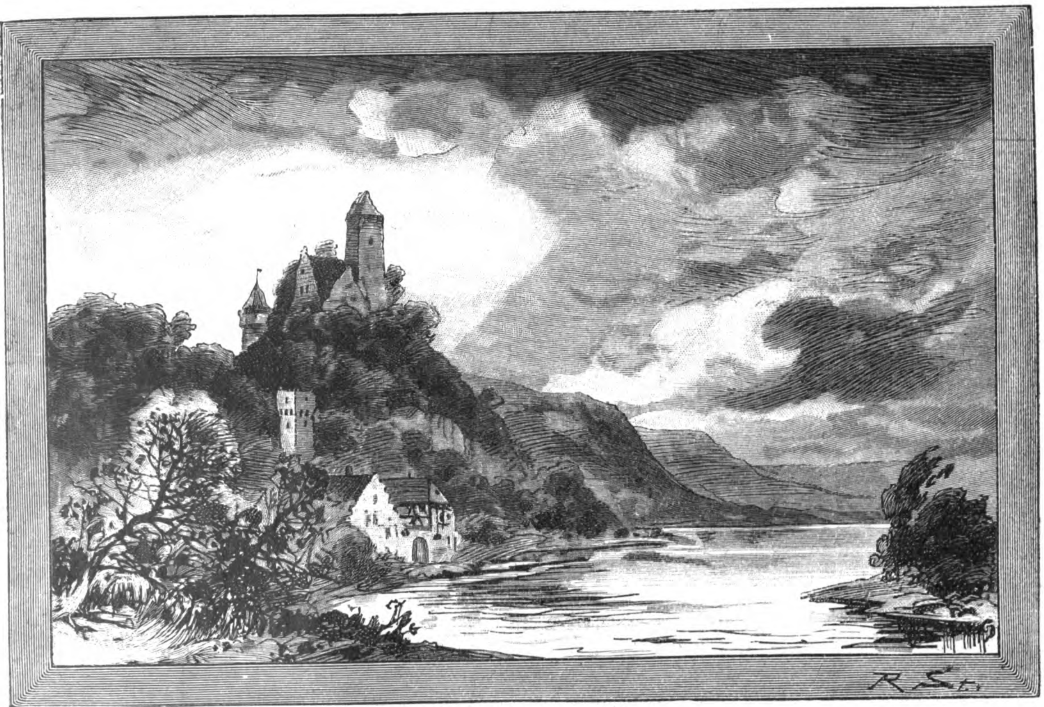


Schloß Guttenberg.

Immer in Bogen und Schleifen gleitet der Neckar zu dem grauen Gestein des Kraichgauer Ufers hinüber, wo seine Wellen die niedrige Felsenmauer belecken, über die wildes Gebüsch herniederhängt. In einer Höhle wohnte einst hier Notburga, eine Königstochter und Verkünderin des Christentums. Sie floh vor ihrem Vater, der sie zur Ehe mit einem heidnischen Fürsten zwingen wollte, und rettete sich in die Höhle. Der Vater verfolgte sie, fand sie auf und wollte sie mit Gewalt aus der Höhle hervorziehen. Doch der Arm der Jungfrau brach ab, und der Vater behielt nur den blutigen Armstumpf in den Händen. Mit milder Eindringlichkeit predigte fortan die Jungfrau das Christentum. In dem Hochhäuser Kirchlein sind ihre sterblichen Reste bestattet. Noch jetzt geht die Sage, daß auf den Ruf: „Ist Notburga hier?“ das Echo antwortet: „Notburga ist hier!“

Ein breites, fruchtbares Gefilde durchströmt nun der Neckar, an dessen Ufer sich freundliche Dörfer entlang ziehen. Bei Neckarelz spiegelt sich Schloß Neuberg in seinen Fluten, und aus den Gipfeln des Waldes lugen die Ruinen des Dauchsteins hervor. Noch eine kurze Strecke kann sich der Fluß behaglich schlängeln, dann aber rücken ihm die Steilwände des rechten Ufers nahe, und gleich darauf brausen die Wasser in die Berge des düsteren Odenwaldes hinein. Zwar blaut über dem tief unten strömenden Fluß ein heiterer, sonnenbeglänzter Himmel, aber die dunkeln Tannenwälder, die die Bergflanken bedecken, geben der Landschaft eine feierliche, fast melancholische Stimmung.

Immer weiter eilt der Neckar, vorbei an Dörfchen, die sich in Seitentälern eingenistet haben, und an klappernden Mühlen. Aus dem Buchengrün grüßt der Giebel der Minneburg herüber, die, wie das Volk be-



Götz v. Berlichingens Burg Hornberg.

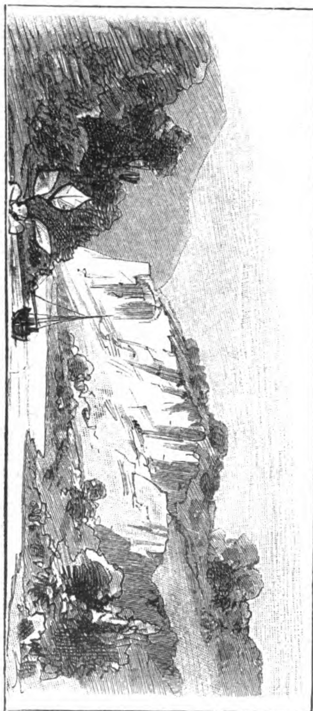
richtet, ihren Ursprung und Namen dem ritterlichen Frauendienst verdanken soll. Ohne Rast und Ruh stürmt der Neckar vorwärts, immer tiefer in die Berge hinein, die mit jähen Wänden zu ihm abstürzen. Mitten im Waldesgrün thront Schloß Zwingenberg, herrschsüchtig und düster wie eine Zwingburg. Überall breitet sich herrlicher Wald, nur ab und zu unterbrochen von nacktem Felsgestein. Hier herrscht tiefer Waldesfriede, in dem allein das Rauschen des Flusses seine Stimme erhebt. Von grünem Gestrüpp dicht und wild umsponnen, ragt zwischen Buchenstämmen das rote Trümmerwerk von Burg Stolzeneck hervor. Die Talfurche erweitert sich zu einem geräumigeren Becken und, rings von hohen Bergen umwallt, liegt im Kessel die alte Stadt Eberbach vor uns.

Als wäre er fünfhundert Jahre in die Vergangenheit zurückversetzt, so mutet den Besucher Eberbachs das Städtchen an. Schmale, hochgiebelige Häuser aus Fachwerk mit vorspringenden Stockwerken, altersgraue Türme mit verwetterten Dachhauben, festes Mauerwerk aus der Zeit, da auch Eberbach noch zu den freien Reichsstädten gehörte, alles das erinnert an die entschwundenen Zeiten des Mittelalters. Selbst Universitätsstadt ist Eberbach dereinst gewesen. Als die Pest Heidelberg heimgesucht hatte, wanderten Professoren und Studenten in dieses Waldversteck aus, um Lehrtätigkeit und Studium fortsetzen zu können. Noch manches Haus läßt erkennen, wie es notdürftig zu Hörsälen hergerichtet war, damit Lehrer und Schüler einen vorübergehenden Unterschlupf fänden. Gleichwohl ist Eberbach durchaus nicht still und schlafbefangen. Im Gegenteil, es herrscht in ihm ein lebendiges Treiben und Schaffen. Nicht nur besitzt es ein Amtsgericht, eine Bezirksforstei, eine Gewerbeschule und eine Imkerschule, sondern auch die Kunst-



Eberbach.

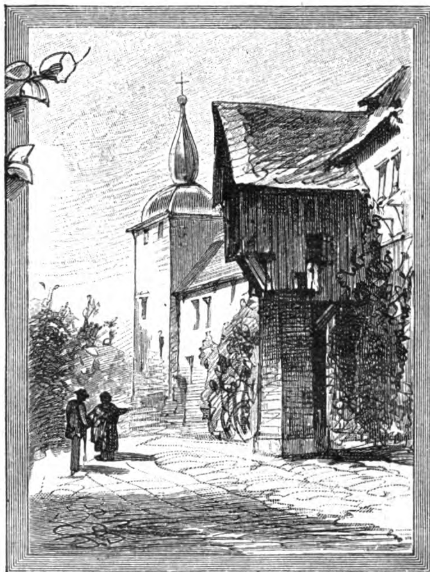
tischlerei, die Gerberei, die Roßhaarspinnerei, die Zigarrenfabrikation, der Wein- und Holzhandel blühen in ihm. Einen großen Anteil an der Regsamkeit der Stadt hat ferner die Schiffahrt.


Uferpartie bei Hirschhorn.

Durch anmutiges Berggelände nimmt der Neckar, nachdem er Eberbach hinter sich gelassen hat, weiterhin seinen Lauf. Einen mit breiter Rundung vorspringenden Vorberg muß er fast umkreisen, er eilt an einem schmalen Wiesengelände vorüber, auf dem als einziger Rest eines untergegangenen Dorfes eine kleine Kirche erhalten geblieben ist, und treibt nun seine Fluten an dem Fuß des stolzen Hirschhorn vorüber. Die Höhe von Hirschhorn wird gekrönt vom Schloß; an seinen Hängen herab bis zum Neckarufer zieht sich das gleichnamige Städtchen. Auch dieses ist wieder ein Stück Mittelalter mit den überbauten Stockwerken seiner Häuser, ihren Giebeln und Portalen.

Jetzt aber nähern wir uns einem Glanzpunkt des unteren Neckartales. Auf dem linken Ufer erhebt sich in majestätischer Ruhe der kegelförmige Dilsberg, der auf seinem Haupte Türme und Zinnen trägt, während

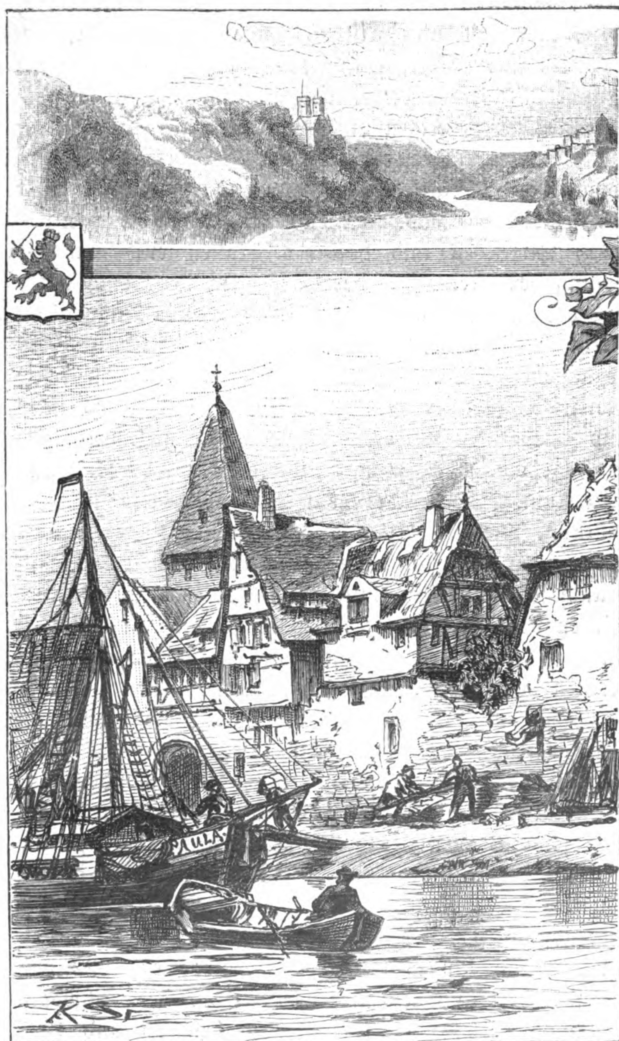
auf dem rechten Ufer sich eine lebensvolle Landschaft ausbreitet. Behaglich und lauschig bettet sich in ein Seitental das Städtchen Neckarsteinach. Hoch oben hält ein alter Wartturm Wacht, und weiter stromabwärts prangt gebieterisch auf dem Bergrücken ein stolzes Schloß. Unweit von ihm hängt wie ein Nest an hoher Felswand Burg Rabeneck. Immer höher steigen die Berge auf, wie Kulissen schieben sie sich ineinander, als wollten sie dem Strom den Weg versperren, aber immer wieder erzwingt er sich den Durchgang. An Neckargemünd flutet er vorüber und durchbraust nach einem herrlichen Bogen ein enges Felsental. Inmitten grüner Matten winkt auf dem rechten Ufer Stift Neuburg, auf dem linken dagegen türmt sich in schroffer Höhe der Königsstuhl auf. Bald ist der Neckar ans Ziel gelangt. Noch eine Windung hat er zu beschreiben, dann öffnet sich der Gebirgswall, und zwischen den Pfeilern des Königsstuhls und des Heiligenbergs hindurch stürmt der Strom



Partie aus Eberbach.

dem schloßüberragten Altheidelberg entgegen, hinaus in die freie, gesegnete Ebene.

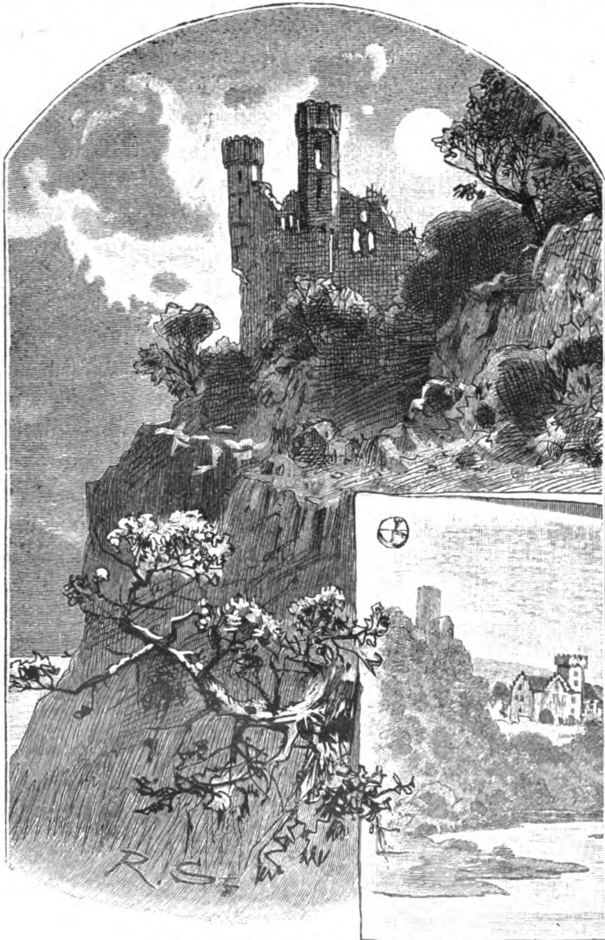
Was hat dieser Fleck Erde nicht alles im Lauf der Zeiten erlebt? Geraume Zeit römischer Besitz, besiedelt mit ausgedienten Soldaten, stellte das Gebiet des unteren Neckars die Vorwacht dar, von der aus die Legionen scharf hinaus in die germanischen Wälder lugten. Solange Rom hier noch herrschte, brauchte es vor den germanischen Scharen nicht zu erzittern. Noch 250 Jahre nach der Schlacht im Teutoburger Wald verstand man diesen äußersten Vorposten zu halten. Aber endlich schlug doch die Stunde, wo die römischen Adler abziehen und den Germanen Platz machen mußten. Die Alemannen drangen ein, ergriffen von dem Kulturland Besitz und gründeten ihre Dorfschaften. Dann überschwemmten die Hunnen das Land unter Sengen und Brennen. Aber so schnell wie die Wetterwolke heranbrauste, so schnell zerstob sie auch wieder. Doch bald nahte ein neuer, ernstlicherer Feind. Der Kampf tobte wild, aber die Alemannen mußten ihren germanischen Brüdern, den Franken, weichen, die vom Odenwald herabstiegen, um sich zu Herren des Landes aufzuwerfen. Wer sich von den Alemannen dem Joch nicht fügen wollte, der mußte zum Wanderstab greifen und mit den Ochsenkarren hinauf in den Schwarzwald ziehen. Noch heute spricht sich der alemannische und fränkische Gegensatz im Charakter der Bevölkerung aus. Der Alemanne des schwäbischen Neckartals ist sinnig, grüblerisch und in sich gekehrt. Der Neckarfranke dagegen lustiger und leichter erregbar. Er hat sich in der Vergangenheit an allen Bewegungen beteiligt, an den Römerfahrten, den Kreuzzügen und den Hugenottenkämpfen, aber der Anstoß dazu ging weniger von ihm selbst aus als von den Einflüssen, die sich von außen her auf ihn geltend machten.



Hirschhorn.

Später hielt das Christentum seinen Einzug. Kirchen, Kapellen und Klöster entstanden, Bistümer wurden gegründet, und wie die Kirche, so kamen auch die Geschlechter der Adeligen und der Ritter auf und krönten die Berge mit ihren stolzen Burgsitzen. Es war ein romantisches, glänzendes Leben, das in der Blütezeit des Rittertums das Neckartal erfüllte. Übung ritterlicher Tugenden und höfischer Frauendienst war die Losung der Steinacher, der Hornegger, der Hirschhorner und der anderen adeligen Geschlechter. Ein Bligger von Steinach dichtete zum Preise der Frauen ein verloren gegangenes Epos „Der Umhaag“, das nach dem Urteil Gottfrieds von Straßburg, des Dichters von „Tristan und Isolde“, zu den ersten Erzeugnissen höfischer Dichtkunst gehört haben muß. Allmählich verfiel dann das Rittertum. Die Städte gelangten zu Macht und Bedeutung, und die Ritter wurden zu Wegelagerern, die die Wagen der Kaufleute plünderten und die Dörfer brandschatzten. Was nützte es, daß der ewige Landfrieden verordnet wurde! Das Faustrecht galt trotzdem, und in keckem Hohn fügten die Steinacher an ihren Namen den spöttischen Zusatz „Landschaden“.

Schon im 12. Jahrhundert hatten die rheinischen Pfalzgrafen in Heidelberg Fuß gefaßt, und sechs Jahrhunderte hindurch blieb es Haupt- und Residenzstadt der Pfalz. Der Adel des Neckartales verließ währenddem seine Burgen, ging an den Hof und besetzte die Hofämter. Blutig hauste der Dreißigjährige Krieg an den Ufern des Neckars. Für die Kriegswirren, die sich hier abspielten, ist Heidelberg das kennzeichnende Beispiel. Nach langer Belagerung wurde es 1622 von Tilly erobert und geplündert, 1633 von den Schweden genommen, 1634 von den Bayern belagert und 1635 von den Kaiserlichen unter Gallas besetzt. Im West-



Burg Schwalbennest bei Neckarsteinach.

fälischen Frieden fiel es wieder an Karl Ludwig, den Kurfürsten von der Pfalz. Er suchte nach Möglichkeit die Wunden zu heilen und stellte auch die im Kriege

aufgehobene Universität wieder her. Aber kaum war die Ruhe wiedergekehrt, so erschienen die Franzosen. Nachdem es längere Zeit hindurch Widerstand geleistet hatte, wurde Heidelberg 1688 genommen und 1689 von dem französischen Feldherrn Mélac zerstört. Ein Teil des Schlosses flog in die Luft. Als dann 1693 die Franzosen abermals über den Rhein drangen, litt die Pfalz noch ärger. Verwüstung und Verderben breitete sich über sie. Noch manche Wandlungen gingen über das Land hin, bis endlich Karl Friedrich von Baden in Heidelberg das Regiment ergriff, den auch die Neckartäler den „Gesegneten" nennen. Er hob mit klugem Verständnis die Heidelberger Universität, stattete sie mit großer Freigebigkeit aus und bildete sie zu dem Mittelpunkte geistigen Lebens um, als der sie noch heute im Reiche der Wissenschaft dasteht.

Wer einmal die Landschaft des unteren Neckars besucht hat, wird immer wieder nach ihrem Anblick Verlangen tragen. Er wird es verstehen, wie sie als Verscheucherin von Verstimmung und Grillen gepriesen wird, und die Worte des Liedes nachzuempfinden wissen, die da lauten:

„Und stechen mich die Dornen,
Und wird's mir drauß zu kahl,
Geb' ich dem Roß die Spornen
Und reit' ins Neckartal."





Das Gespenst von Ninfa.

Eine Geschichte aus der Campagna.

Von Woldemar Urban.



1.

Mein Freund, der Doktor Romualdo Zaccarini, war in gewisser Hinsicht zu beklagen. Streng wissenschaftlich gebildet — er hatte in Rom, Bologna, Heidelberg und Berlin studiert, sprach infolgedessen auch etwas Deutsch, was eigentlich auch die erste Veranlassung unserer Bekanntschaft war —, ein durchaus gewissenhafter Arzt, ein Feind jeder Scharlatanerie, dessen größter Wunsch war, aufklärend und belehrend auf seine engeren Landsleute zu wirken, die das nötig genug hatten, gelang es ihm doch nicht, in seiner Heimat einen geeigneten Wirkungskreis zu erlangen. Gerade seine wissenschaftliche Strenge und Geradheit, mit der er jedem zopfigen Aberglauben, jeder Dummheit gegenübertrat, verhinderte ihn, allgemeines Vertrauen zu erringen.

Die Leute von Cori, einem kleinen, altersgrauen Bergnest oberhalb des pontinischen Sumpfgebietes, wo sich Doktor Zaccarini seit einigen Jahren als Arzt niedergelassen, waren so wenig erleuchtet, so sehr in hergebrachten Anschauungen, in Aberglauben und Irr-

tümern aller Art befangen, daß sie gegen den jungen Arzt, der „alles besser wissen wollte“ und ihnen ihre Irrtümer auszureden suchte, mißtrauisch wurden, und da er den größten Feind der armen Bevölkerung, das heimtückische Sumpffieber, auch nicht bewältigen konnte, so hieß es in der Bevölkerung von ihm bald: „Er kann nichts“ — und die Leute zogen in Krankheitsfällen ihre althergebrachten Hausmittel, ihren abergläubischen Schnickschnack den Regeln der Wissenschaft des Arztes vor.

„Wenn ich den Leuten sagen würde,“ erklärte er mir eines Tages ärgerlich, „daß ihr berühmtes und berüchtigtes Gespenst von Ninfa nichts weiter ist als eine kleine Mücke, die das Sumpfgift auf den Menschen und in sein Blut überträgt, so würden sie mir einfach erwidern: Du verstehst nichts, du weißt nichts, weil du das Gespenst von Ninfa noch nicht gesehen hast, es nicht kennst. Du kannst uns nicht von etwas befreien, von dem du selbst nichts weißt.“

„Lieber Freund,“ entgegnete ich ihm, „Sie sind wohl auch etwas eigensinnig in der Behandlung der Leute und machen sie sich deshalb zu Feinden. Klappern gehört zum Handwerk, sagt man nicht umsonst.“

„Zum ärztlichen nicht!“ unterbrach er mich stolz und abweisend.

„Aber auch ein Arzt tut gut, die Leute zu nehmen, wie sie sind, wenn er sie nicht ändern kann.“

Aber das war es gerade, was Zaccarini wollte. Ein gewisser Stolz auf seine Wissenschaft verhinderte ihn, irgendwie mit der Dummheit oder mit dem, was er als Dummheit erkannte, zu paktieren. Er wollte den Leuten seine Ansicht als die richtige beibringen, wollte den Kampf mit Aberglauben und Unsinn, vor allem den Kampf mit dem grauenhaften Gespenst von Ninfa aufnehmen, das die Geißel seiner engeren Heimat

war. Eine liebenswürdige Schwärmerei begeisterte ihn, in dieser Weise zur Aufklärung und Belehrung seiner Landsleute beizutragen. Vergeblich sagte ich ihm, daß das ein ganz ungleicher, hoffnungsloser Kampf sei, daß sich Aberglauben und Unsinn der Menschen Jahrhunderte hindurch mächtiger erwiesen haben als die Aufklärungsversuche einzelner — er hatte dafür nur ein überlegenes Achselzucken, als ob er mich solcher Ansichten halber bemitleide oder bedauere.

Ein gebildeter Arzt wie Zaccarini hätte in Rom oder in einer anderen größeren Stadt seines Vaterlandes wohl zu einer guten Praxis kommen können. Trotzdem blieb er in seiner Einöde in den Pontinischen Sümpfen, zunächst allerdings, weil seine Mutter Donna Cleofa Zaccarini in der Gegend sehr begütert war und ihn nicht fortlassen wollte. Besonders aber fesselte ihn der Kampf mit dem „Gespenst von Ninfa". Er mochte sich in die Heldenfiguren der Volksbefreier des Altertums hineinträumen, in die Drachentöter, in die Überwinder von allerlei Landplagen. Auch er wollte seinem Lande ein Befreier sein, ein Erretter vom Aberglauben und seinen unglücklichen Folgen.

Mehrere Jahre führte Doktor Zaccarini diesen wehmütigen Kampf gegen das Gespenst, natürlich ohne jeden Erfolg. Da er ein reicher und deshalb angesehener Mann war, so hörten ihm die Leute höflich und auch scheinbar beistimmend zu, wenn er von seiner angeblichen Wissenschaft, von den modernen Entdeckungen sprach; kam aber irgend ein Krankheitsfall vor, so holte niemand den Arzt, sondern man griff zu den bekannten Hausmitteln, zu dem neunerlei Öl, dem gekochten Salat, der aufgelegt wurde, um das Fieber zu vertreiben, zu den Amuletten, den Zauber- oder Glücksnägeln und ähnlichem, oft recht unappetitlichem Kram.

Doktor Zaccarini hielt sich tapfer und ließ nicht nach, bis ihn eines Tages die erste schwere Niederlage traf, die ihn im Innersten verwundete.

Das kam so.

Der Arzt kannte schon seit langer Zeit die hübsche, frische Tochter des Sindaco von Cori, Carmén Simonetti. Die jungen Leute trafen sich hie und da, zufällig oder nicht, aber immer fanden sie Gefallen aneinander. Freilich war Carmén noch sehr jung. Sie war kaum siebzehn Jahre, dafür aber von einer Laune und Lebhaftigkeit, von einer tollen, übermütigen Lustigkeit, wie man sie nur bei einer Italienerin findet. Wenn sie mit ihren kleinen, kurzfingerigen Händen dem jungen Arzt in die Haare fuhr, um ihn so zu sich herabzuziehen — er war gut einen Kopf größer als sie —, wenn sie dabei laut lachte, so daß man alle ihre Zähne und die frischesten Lippen sah, die je zu sehen waren, so vergaß eben Doktor Zaccarini auf Augenblicke seinen Kampf mit dem Gespenst von Ninfa und griff auch seinerseits herzhaft zu. Kurz, die beiden verliebten sich ineinander ganz rechtschaffen.

So ging denn der junge Arzt zum Vater der kleinen Carmén, um alles in Ordnung zu bringen. Aber Don Gaspare, der gewichtige Sindaco, zog die Augenbrauen hoch und machte eine sehr ernste und strenge Miene.

„Es tut mir leid, Herr Doktor,“ sagte er endlich zu dem jungen Mann, „aber ich kann Ihnen meine Tochter nicht zur Frau geben.“

„Warum nicht, Don Gaspare?“ fuhr der junge Arzt erstaunt auf.

Der Sindaco streckte die Beine weit von sich, steckte die Hände in die Hosentaschen und sagte protzig: „Es paßt mir nicht.“

„Herr Sindaco — —!“

„Was wollen Sie denn?“ unterbrach ihn Don Gaspare mit überlegener Ruhe, als ob er sich schon lange darauf gefreut habe, dem jungen Gelbschnabel, dem Neuerer, der alles besser wissen wollte, eins auszuwischen. „Sie können mich doch nicht zwingen, etwas zu tun, das ich nicht tun will. Ich gebe meine Tochter, wem ich will. Verstanden? — Sie mögen ja viel wissen, Herr Doktor,“ fuhr er dann spöttisch fort, „und viel gelernt haben, aber mir machen Sie doch nichts vor.“

„Aber, Herr Sindaco . . .“ begann Doktor Zaccarini von neuem und weit demütiger und bescheidener.

„Basta!“ schnitt ihm der Gewaltige derb und abweisend das Wort ab. „Wenn ich sage, es paßt mir nicht, ist jedes Wort vergebens. Sie kennen doch die Leute von Cori, Herr Doktor. Wenn wir auch nicht studiert haben und nur einfache Landleute sind, so wissen wir doch, was wir wollen. Und ich will, daß meine Tochter einmal einen ordentlichen, einfachen Mann bekommt, wie wir auch einfache Leute sind, nicht einen solchen Halbstudierten, einen solchen Neuerer, dem nichts recht ist in der Welt, der alles besser weiß und doch nichts kann.“

Freilich kannte der junge Arzt die Leute von Cori. Sie waren, wie die italienischen Bauern überhaupt, die konservativsten Leute von der Welt. Wie es ihre Eltern und Voreltern gemacht und wie es vor tausend und noch mehr Jahren gemacht worden war, so wurde es heute wieder gemacht — basta! Ein eiserner Pflug ist heute noch in Italien ein Wunder, und wenn man heute dem unteritalienischen Weinbauer zusieht, wie er seinen Wein baut, so hat man ein getreues Abbild dieser Vorgänge, wie sie zu Ciceros Zeiten sich abspielten. Kurz, Doktor Zaccarini kannte seine Leute und verlor deshalb kein Wort weiter. —

Einige Tage später erfuhr er, wie sich Don Gaspare damit gebrüstet hatte, ihm die Wege gewiesen zu haben, und wie es ihm nicht im Schlafe einfalle, seine Tochter einem solchen Pflasterkasten, einem solchen Nichtskönner und Besserwisser zu geben. Der junge Mann hätte blutige Tränen weinen können. Er liebte die kleine, lustige Carmén aufrichtig und ehrlich. Sein Lebensglück stand auf dem Spiel, seine Ehre, sein Ruf — alles.

Und nun trat ihm ein solches Hirngespinst entgegen, ein solches Phantasma, ein Gespenst, das in den Köpfen der Leute allerlei Unfug verübte — das Gespenst von Ninfa, das gefräßige Unheil seiner engeren Heimat, das seine Opfer unaufhörlich und unablässig zu Tausenden forderte und ganze Landstriche auffraß. Der dummstolze Dünkel des Don Gaspare erschien dem Arzt wie ein Schatten des Gespenstes von Ninfa.

2.

Das war die Zeit, als ich den jungen Arzt zum ersten Male in Cori besuchte. Er erzählte mir alles und sah sehr trübselig aus.

„Was ist denn nun eigentlich das Gespenst von Ninfa?“ fragte ich. „Was hat es damit für eine Bewandtnis?“

„Sie wissen es nicht?“

„Nein.“

„So kommen Sie. Sie sollen selbst sehen, was daran ist.“

Wir kletterten die grauen Felsen hinunter, auf denen die alten, rohen Steinhäuschen von Cori liegen, die von weitem ebenfalls wie Felsen aussehen. Es war gegen Abend nach einem hübschen, aber ziemlich heißen Frühjahrstag. Das Wetter war schön und ruhig. Nur im Westen, über dem Meere, lag eine dunstige Wolkenwand,

als ob ein Gewitter sich bilde. Aber wir achteten nicht darauf und gingen flott auf unser Ziel los, die Wege entlang, die sich oberhalb der Sümpfe an den Felsen hinzogen.

Es ist eine fast menschenleere Gegend. Nur selten sieht man einen Hirten oder einige Holzarbeiter, alle in respektvoller Ferne von den Sümpfen, die sich unten in der Talsohle meilenweit bis nach Terracina hin erstrecken. Die Furcht vor dem Gespenst von Ninfa hält hier alle zurück. Die ganze Gegend ist unendlich melancholisch und trist, die paar Frühlingsblumen, die da und dort aus den Felsen hervorgucken, als ob sie sich auch nicht recht herauswagten, machen mit ihrem lebhaften Farbenspiel den Eindruck von Fieberkranken, die der Pesthauch der Sümpfe schon getroffen. Sogar die Vögel meiden die Gegend.

„Was ist denn nun eigentlich dieses Ninfa?“ fragte ich wieder. „Ist das ein Teich, oder ein Felsen, oder ein Ort?“

„Waren Sie noch nie in dieser Gegend?“ fragte mich Doktor Zaccarini erstaunt. Ich mochte ihm recht unwissend vorkommen.

„Nein,“ sagte ich. „Was soll ich denn auch hier? Das ist ja eine trostlose Gegend.“

„Wenn Sie hier geboren wären, würden Sie diese Gegend lieben wie keine zweite auf dieser Welt,“ erwiderte er etwas sentimental.

„Das glaube ich nun doch nicht,“ warf ich etwas geringschätzig hin.

„Mein Wort darauf,“ fuhr er lebhaft fort. „Hier haben wir keine Auswanderer. Niemand verläßt seinen Sitz, und wenn einmal einer eine Reise oder eine längere Abwesenheit vorhat, so zählt er die Tage bis zu seiner Rückkehr.“

„Das begreife ich nicht. Ein so ödes Sumpfland —"

„Das liegt im Menschen. Heimat ist Heimat. Sehen Sie dort unten den alten, efeuumwucherten Turm aus dem Sumpfwasser herausragen? Und die Häuserreihen zur Rechten und zur Linken? Das ist Ninfa."

„Ah!" machte ich erstaunt und überrascht. „Also eine Stadt?"

„Wenn Sie wollen, ja, aber ohne Einwohner."

„Was? Es wohnt niemand in den Häusern?"

„Wie wollen Sie denn, daß in dem Sumpf jemand wohnen und atmen soll? Die Straßen sind Sumpfwasser, und die ganze Stadt steht fast zwei Meter im Wasser. Seit Jahrhunderten wohnt dort kein Mensch mehr."

„Also es haben doch welche dort gewohnt?"

„Natürlich. Die Stadt, ebenso wie die große alte Römerstraße, die mitten durch die Sümpfe führt, ist verlassen worden, weil sich diese Sümpfe bildeten, die in all der langen Zeit noch niemand wieder hat überwinden können. Es hat sich freilich seit einigen Jahren eine Gesellschaft gebildet zur Trockenlegung der Sümpfe, geschehen ist aber noch nichts oder doch nichts Nennenswertes. Es ist die Erbschaft alter landwirtschaftlicher Sünden. Man wird damit nicht so rasch fertig."

Ich besah mir nun das eigenartige und seltsam anmutende Bild genauer. Es war im Dunkelwerden. Die leichten Schatten der Dämmerung woben schon ihre geheimnisvollen Schleier um den alten, schwarzgrauen Turm, um die ruinenhaften, in stummer Melancholie träumenden Häuser der verlassenen Stadt, die gespensterhaft aus den Wassern heraufstieg. Totenstille herrschte um uns. Kein lebendes Wesen, sei es Mensch oder Tier, war zu sehen. Mir wurde etwas unheimlich. Diese weite, dunkle, bewegungslose Wasserfläche, auf der da

und dort gelbliche Blumen mit fabelhaft großen Blättern lagen, das sterile Sumpfland, das Bewußtsein der Gefahr, in der man sich befand, und besonders diese alte tote Stadt, die sozusagen ihr Haupt aus den Fluten hervorreckte, das verfallen mit Farnen, Efeu und allem möglichen Unkraut überwuchert war — das war vielleicht ein idealer Aufenthalt für Gespenster und ähnliches lichtscheues, blutleeres Gesindel, aber für Menschen von Fleisch und Blut war das nichts. Unwillkürlich hatte man die Idee, daß die Bewohner des alten Ninfa sehr recht getan hatten, ihre Wege zu gehen und die Stadt ihrem Schicksal zu überlassen. Fäulnis und Tod, das war der Grundzug im Charakter der Landschaft.

Als ich länger hinsah, wollte es mir sogar scheinen, als ob sich über den Wasserstraßen der toten Stadt und besonders um den alten Turm herum kleine, bläulich leuchtende Nebelflecke bildeten. War das Täuschung? Oder war wirklich etwas Ähnliches vorhanden?

„Und das Gespenst?“ fragte ich nach einer langen Pause etwas fröstelnd und durchschauert. „Wo ist das Gespenst von Ninfa?“

Der junge Arzt lächelte gutmütig und erwiderte: „Aber, mein Lieber, Sie verlangen zu viel. Wo soll ich denn nun gleich ein Gespenst hernehmen? Besonders das Gespenst von Ninfa ist gar nicht so umgänglich, wie Sie vielleicht meinen. Sie können übrigens von Glück sagen, wenn Sie es nicht sehen.“

„Wieso?“

„Ich will Ihnen erzählen, was ich da und dort von den alten Weibern über das Gespenst von Ninfa habe erzählen hören. Zunächst erscheint es nur im Sommer.“

„Ah,“ machte ich enttäuscht, „es ist also ein Gespenst, das leicht friert?“

„Ich weiß nicht — aber so spaßhaft, wie Sie vielleicht meinen, ist das nicht. Hören Sie zu. Das Gespenst von Ninfa besteht nur aus Knochen, die es ängstlich mit einer braunen Franziskanerkutte zu verbergen sucht. Wenn nun ein armes Menschenkind von Fleisch und Blut sich seinen kurzen Tag zu nutze macht und einmal recht lustig, recht glücklich und zufrieden in seinem Glück befindet und übermütig — denn das macht übermütig — meint, das ginge nun ewig so fort, dann steigt der braune Mönch aus der toten Stadt herauf und erscheint mit seinem klappernden Gebein und dem grinsenden knöchernen Schädel ohne Augen und Lippen vor dem Glücklichen und sagt: „Dein Sinn ist Schaum und Traum. Ich bin das Wahre. So wirst du einst.“ Dann siecht das arme Menschenkind dahin, wird bleicher und kränker, bis man es eines Tages in die Erde legt. Die Leute sagen dann: „Er hat den Mönch gesehen“ oder: „Er hat das Gespenst von Ninfa gesehen“, während er in Wahrheit das Fieber hat und daran stirbt.“

„Und dagegen läßt sich nichts machen?“ fragte ich etwas deprimiert.

„Warum denn nicht? Es handelt sich um nichts als um Schutzmaßregeln gegen eine Mücke. Aber wenn die Leute eben nicht glauben, was ich ihnen sage, und nicht tun, was ich ihnen rate — wohlgemerkt, bevor sie erkranken — so kommt eben der Mönch und holt sie, und wenn sie ihn einmal gesehen haben, so ist allerdings nichts mehr zu machen.“

Ein heftiger Donnerschlag machte unseren gespenstischen Unterhaltungen ein plötzliches Ende, und als wir uns erschrocken umsahen, bemerkten wir, daß mittlerweile das Gewitter vom Meere heraufgezogen war und wir uns schon mitten darin befanden. Große, dicke,

warme Tropfen fielen schon klatschend hernieder. Dem ersten Donnerschlag folgten rasch weitere, gelbe Blitze leuchteten stahlblau über die Landschaft.

Weit und breit kein Haus und kein Schutz. Dazu nahm die Finsternis unheimlich rasch zu. Wir sahen kaum noch, was um uns herum war, und binnen fünf oder zehn Minuten würden wir gar nichts mehr sehen und würden naß werden wie die gebadeten Mäuse.

„Wir müssen uns eilen," sagte Doktor Zaccarini. „Vielleicht können wir noch bei der alten Mariuccia bleiben, die hier oben in den Felsen ihre Hütte hat. Kommen Sie rasch, sonst werden wir wirklich so durchnäßt, daß man uns ausringen kann."

Wir kletterten also in die Felsen hinein, ohne Weg und Steg, wie die Ziegen. Ein stoßweiser schwüler Wind erhob sich, die ersten Regentropfen fielen, die Finsternis nahm immer mehr zu. Öfters sah ich mich, so gut es gehen wollte, um, ob ich die Hütte der Mariuccia nicht irgendwo entdecken konnte. An eine Rückkehr nach Cori war nicht zu denken, und im Freien konnten wir bei einem solchen Hundewetter doch auch nicht bleiben. Aber so sehr ich mich anstrengte, ich sah nichts als nackte Felsen.

Bald waren wir beide durchnäßt bis auf die Haut, und der Sturm pfiff und heulte durch die Felsen wie tausend Teufel. Seit langen, langen Jahren hatte ich ein solches Wetter nicht erlebt. Doktor Zaccarini lief einige Schritte vor mir her, und ich mußte achtgeben, daß ich ihn in der Finsternis nicht auch noch aus den Augen verlor.

„Mariuccia! Mariuccia!" hörte ich ihn plötzlich rufen, und gleich darauf standen wir vor einem kleinen, roh aus Felsstücken zusammengesetzten Häuschen mit hölzernen Fensterladen und einer schweren, mit einem

Querbalken verschlossenen Tür, wie sie sich die Landarbeiter in der Gegend selbst bauen. Es war ein Notbehelf. Vermutlich pfiff der Wind durch die Fensterladen, vielleicht auch durch die Wände, aber es war doch ein trockenes Plätzchen zum Ausruhen und zum Abwarten des Wetters.

Durch den Fensterladen schien noch Licht, und bald näherte sich auch jemand dem Laden, ohne ihn indes zu öffnen. „Wer ist denn draußen?“ wurde vorsichtig gefragt.

„Macht nur auf, Mariuccia. Ihr müßt uns gegen Geld und gute Worte ein trockenes Plätzchen einräumen, wo wir das Wetter abwarten können. Ich bin der Doktor Zaccarini aus Cori.“

„Bei allen Heiligen des Himmels, ich kann nicht öffnen, Herr Doktor,“ jammerte die Alte, „ich kann niemand aufnehmen —“

„Was soll das heißen, Mariuccia?“

„Ich habe eine Leiche im Hause — meine Tochter ist gestorben. Ich kann niemand einlassen.“

„Aber wir können doch bei dem Wetter nicht im Freien bleiben? Hört Ihr nicht, wie der Sturm heult und der Regen fließt? Wollt Ihr zwei weitere Leichen machen, indem Ihr uns aussperrt? Macht auf!“

Ich stand nahe an der Mauer, um mich wenigstens etwas vor dem Regen zu schützen, und hörte, wie Mariuccia im Innern des Hauses nochmals die Madonna und alle Heiligen anrief. Sie hatte, wie mir schien, den Kopf vollständig verloren und wußte nicht, was sie tun sollte. Endlich, nach einem nochmaligen Zureden des Arztes, wurde der Querbalken emporgehoben, und die Tür öffnete sich.

Während Zaccarini noch mit der Alten verhandelte, was ich zum Teil gar nicht verstand, weil sie sich in

ihrem Dialekt unterhielten, sah ich mich im Hause um. Es war eigentlich mehr ein Schuppen oder Stall als ein Wohnhaus. Der Boden ungepflastert, direkt hinter der Tür ein größerer Raum, der wahrscheinlich als Wohnraum, Schlafstube, Stall — es waren zwei Ziegen da — diente, dann ein etwa zwei Meter hoher Bretterverschlag, hinter dem ein Herd mit etwas Küchengerät sich befand. Seitwärts von dem Bretterverschlag, im Hintergrund, standen die Ziegen an einer Krippe angebunden und fraßen gleichgültig ihre Spreu, und über ihnen befand sich die Panse, eine Art Heuboden, wie in den Scheunen deutscher Bauern, daran eine Leiter gelehnt. Das übrige Mobiliar war so dürftig wie möglich. Nur das Bett der Alten, das vielleicht noch aus der ersten Zeit ihrer Ehe stammte, war gut gemacht und reinlich gehalten. Hinter dem Bretterverschlag, also sozusagen in der Küche, lag auf einigen Brettern, die über zwei Stühle weggelegt waren, ein verhüllter Körper, wahrscheinlich die verstorbene Tochter der Alten. Mich überlief eine Gänsehaut. Hier sollte ich schlafen oder doch die Nacht verbringen! Die ganze Sache erschien mir gar zu grausig und abenteuerlich.

„Was hat denn der Peppa*) gefehlt?" hörte ich Zaccarini die Alte fragen.

„Sie hat den Mönch gesehen," raunte Mariuccia geheimnisvoll, um dann schluchzend und schmerzlich fortzufahren: „Gestern früh war sie noch frisch und munter, aber schon nach dem Essen fing es an. Sie wurde müde und schwindelig, legte sich nieder und schlief ein — um nicht wieder aufzuwachen. Heute früh war sie tot. O, ihr Heiligen alle im Himmel, meine Peppa, meine arme, süße, zarte Peppa, warum mußte das schauerliche

*) Peppa ist familiäre Abkürzung für Giuseppina.

Gespenst von Ninfa gerade sie anhauchen, das junge blühende Leben — und nicht lieber mich, die ich alt und nutzlos bin?"

„Laßt mich die Tote einmal sehen, Mariuccia," sagte der Arzt. „Die Sache scheint mir nicht klar. So rasch stirbt niemand am Fieber."

Die Alte nahm die Öllampe vom Tische und ging mit Zaccarini hinter den Bretterverschlag, wo die Leiche lag. Ich schloß mich ihnen an. Da sah ich denn, wie die Alte die Leintücher, mit denen sie ihre Tochter bedeckte, etwas zurückschlug, um dem Arzt die Tote zu zeigen. Peppa war, wie ich auf den ersten Blick bemerkte, ein sehr hübsches, etwas zartes Mädchen gewesen, vielleicht achtzehn oder neunzehn Jahre, von einer ungemeinen feinen Regelmäßigkeit im Gesicht und kräftig und voll entwickelten Körperformen. Sie sah gar nicht aus wie eine Tote. Ihre Haut war weich, ihre Züge schienen die einer Schlafenden zu sein, von dem bekannten Äußeren eines am Sumpffieber Erkrankten keine Spur. Ich hatte den Eindruck, als ob das junge hübsche Mädchen jeden Augenblick wieder aufstehen und herumlaufen müsse.

Zaccarini öffnete die geschlossenen Lider des einen Auges und sah mit großer Aufmerksamkeit hinein. Die Pupille war ganz klein, wie im Krampf zusammengezogen. Dann horchte er am Herzen — nichts, faßte nach dem Puls im Genick — nichts, das Mädchen war tot.

„Litt Peppa an Schlafsucht?" fragte der Arzt endlich nach einer langen Pause.

„Sie schlief viel," erwiderte die Alte zustimmend. „Manchmal Tag und Nacht."

„Hat sie sich in den letzten Tagen über irgend etwas aufgeregt, geärgert oder gefreut?"

„Eh, sie hatte immerfort irgend etwas mit dem Checco*).“

„Wer ist das?“

„Er heißt Francesco Tarri und ist aus Piperno. Ich hatte ja nichts dagegen, denn der Checco ist ein braver, ordentlicher Bursche, fleißig und gut — aber sie haben beide nichts. Was sollte denn das werden?“

„Ah, Checco ist ihr Schatz gewesen?“

„Freilich, nun ja, Herr Doktor — junge Leute. Der arme Checco! Er war heute vormittag hier, und als er sie so sah, regungslos und stumm und tot, heilige Madonna, ich dachte, er würde auch sterben vor lauter Schmerz, vor lauter Verzweiflung. Er kommt morgen früh wieder mit dem Parroco von Piperno.“

„Was hat sie denn aber mit dem Checco gehabt? Hat sie Streit mit ihm gehabt?“

„Nein, nein.“ Die Alte wurde etwas verlegen und wollte nicht recht mit der Sprache heraus.

„Oder — —?“ begann der Arzt wieder.

„Nein, auch nicht. Mein Gott, die Sache war so. Checco wollte sie am Fest der heiligen Giuseppa mit nach Piperno nehmen. Sie wissen, Herr Doktor, San Giuseppe ist der Schutzheilige von Piperno und dort ist sein Tag ein großes Fest. Ich aber wollte das nicht dulden. Wer will mir das verdenken? Junge Leute sind, und wenn es sich auch um ein Heiligenfest handelt, doch immer junge Leute. Sie werden dabei nicht gescheiter und auch nicht älter. Kurz, ich litt das nicht, und das hat Peppa natürlich geärgert, aber — —“

Die Alte schwatzte in ihrem Kauderwelsch noch eine Menge Zeug, das ich nicht verstand. Zaccarini wurde eigentümlich schweigsam und nachdenklich und besah die Tote

*) Checco Abkürzung für Francesco.

sehr aufmerksam. Draußen rauschte der Regen noch immer hernieder, daß man keinen Hund hinausschicken konnte. Es blieb nichts anderes übrig — wir mußten uns für die Nacht hier einrichten. Ich sagte dem Arzt das und fragte ihn, ob nach seiner Meinung dabei etwas Schädliches sein könne, er antwortete mir aber gar nicht. So sehr war er in den Fall vertieft.

Schließlich deckte die alte Mariuccia den Körper ihrer Tochter, nachdem sie sie schluchzend und lamentierend viele Male geküßt, wieder zu, und wir beide sahen uns in der Hütte nach einem Nachtlager um. Ich schlug die Panse vor, und nach einigem Zögern folgte mir Zaccarini auch die Leiter hinauf, wo wir uns in dem Stroh, das dort lag, so gut es ging, einrichteten.

3.

Von Schlafen war natürlich unter solchen Umständen keine Spur, und wenn ich auch die Augen schloß und still lag, um wenigstens den jungen Arzt nicht zu stören, so sah ich doch immer das ängstliche, geheimnisvolle Gesicht der alten Mariuccia vor mir, mit dem sie sagte: „Sie hat den Mönch gesehen!“ An was mochte denn nun das arme, hübsche Mädchen gestorben sein? fragte ich mich. Wenn Zaccarini sagte, daß von Fiebererscheinungen keine Spur vorhanden sei — man brauchte gar kein Arzt zu sein, um das zu sehen, und nur der bornierte Aberglaube der Leute konnte irgend einen unglücklichen Zufall mit dem Gespenst von Ninfa in Verbindung bringen — so mußte sich doch eine andere Todesursache nachweisen lassen. Von nichts stirbt doch niemand. Oder war sie gar nicht tot?

„Schlafen Sie?“ fragte Zaccarini plötzlich leise.

„Nein. Wie soll ich denn — in dieser Lage?“ antwortete ich.

„Seien Sie ganz still,“ fuhr er wispernd fort, „damit wir die Alte nicht aufwecken, die sonst gleich wieder an Gespenster glaubt und lärmt und schreit. Hören Sie mir zu, ohne ein Wort zu sagen. Sie müssen mir helfen, und ich muß Ihnen mitteilen, um was es sich handelt, damit Sie das können. Hören Sie mich?“

„Ja. Was wollen Sie?“

Wir flüsterten wie zwei Verbrecher, aus Furcht, Mariuccia aufzuwecken, die wir sanft schnarchen hörten.

„Haben Sie schon einmal etwas von Katalepsie gehört?“

„Was ist das und was soll das jetzt?“

„Katalepsie ist ein todähnlicher Zustand, ein Scheintod, wie die Leute sagen, der bei Tieren häufiger, bei Menschen außerordentlich selten, vielleicht unter Millionen einmal vorkommt. Ich habe mich damit beschäftigt, als ich in Heidelberg studierte. Salamander, Frösche, Karpfen, alle Tiere, die Winterschlaf halten, habe ich künstlich in Katalepsie versetzt durch Schreck oder durch Frost, um sie dann wieder lebendig zu machen. Ganz besonders gut eignen sich zu solchen Experimenten die Kröten. Ich habe erstarrte Kröten sechs Monate lang in Sandstein eingeschlossen — in jeder anderen Gesteinart gehen sie zu Grunde — und sie wieder lebendig gemacht. Ein solches Aufhören oder Schwinden aller Lebensfunktionen ist aber auch bei Menschen wissenschaftlich festgestellt worden. Ich könnte Ihnen die Beispiele nennen, aber das hat jetzt keinen Zweck. Ich werde es später tun, wenn Sie sich dafür interessieren. Jetzt will ich Ihnen nur versichern, daß solche Fälle vorkommen und —“

„Sie denken, daß auch Peppa scheintot ist?“

„Still — ganz still! Noch weiß ich nichts, aber die Vermutung macht es mir zur Pflicht, die Mittel anzu-

wenden, welche die Wissenschaft bietet, und Sie müssen mir dabei helfen."

„Ich?!"

„Es handelt sich darum, die Herztätigkeit des Mädchens zu erwecken, und das geschieht durch Reibung der Fußsohlen und Handflächen, durch Massage der Herzgegend, des Genickes und des Hinterkopfes. Ich werde Ihnen das alles zeigen. Nur still und vorsichtig. Haben Sie Streichhölzer? Es handelt sich lediglich darum, an irgend einer Körperstelle ein Wärmegefühl zu erzeugen."

Zunächst erschien mir die Sache etwas abenteuerlich. Aber der heilige Ernst und Eifer des Arztes belehrten mich, daß es sich hier nicht nur um einen „interessanten Fall", sondern um einen Beistand, um eine Hilfeleistung handle, die sich untereinander zu leisten der Menschen Pflicht und Schuldigkeit ist.

Wir tappten uns also nach der Leiter und stiegen vorsichtig wieder hinunter. Streichhölzer trug ich in der Tasche. Mariuccia schnarchte. Leise brannte ich die Lampe an, und wir begannen unsere Arbeit, der Arzt mit einer Umsicht und Zartheit, die auch mir schließlich instruktiv wurde. Aber lange Zeit, stundenlang hatten wir keinen Erfolg. Wir selbst erhitzten uns bei der Arbeit wohl und kamen in Schweiß, aber die Tote nicht. Ich gab schon alle Hoffnung auf, aber Zaccarini nicht. Er ermahnte mich immer von neuem, nicht aufzuhören, und feuerte mich durch den eigenen Ernst und Eifer an. Es wurde draußen schon wieder hell, der Morgen dämmerte herauf, und durch die Ritzen in Mauern und Fensterladen stahlen sich die fahlen Lichter des neuen Tages, da — mir stockte vor Aufregung das Blut — fühlte ich, wie sich die Fußsohlen der Toten erwärmten. Ich machte den Arzt sofort darauf aufmerksam, wir

verdoppelten unsere Anstrengungen, und nach einigen Minuten öffnete Peppa die Augen!

Ich muß gestehen: in dem Moment, als das Mädchen die Augen öffnete, überlief es mich eiskalt, und mir war, als ob ich davonlaufen müsse. Niemals empfand ich etwas Ähnliches. Der Blick, so geisterhaft noch, so erstaunt und verwirrt, war doch so süß, so kindlich, als ob ein neuer Zauber, ein neues Leben sie durchflute.

Zaccarini richtete sie sofort auf, hieß sie tief Atem holen, sich bewegen, die Arme heben. Sie verstand ihn, sie begriff, was er sagte, und versuchte es zu tun — kurz — sie kam zu sich, sie lebte.

Natürlich war der junge Arzt auf seinen Erfolg sehr stolz. Ich sah es, wie seine Augen leuchteten, seine Bewegungen selbstbewußter, sein ganzes Wesen herrischer wurde. Nun ist es ja etwas Erhebendes, wenn ein Arzt einem Mitmenschen das Leben rettet, das fliehende oder scheinbar schon geflohene Leben zurückholt, aber Zaccarini tat, als wenn er ein Leben neu geschaffen, als ob er einen Toten, nicht einen Bewußtlosen auferweckt hätte. Ich gönnte ihm seinen Triumph aber von ganzem Herzen. Er hatte ihn redlich verdient.

„Wollen Sie mir einen Gefallen tun?“ fragte er mich nach einer Weile hastig.

„Selbstverständlich,“ erwiderte ich, „was ich ausrichten kann —“

„O, sehr einfach. Sie gehen nach Cori zurück und holen meine Instrumententasche hierher. Ich kann unmöglich von der Kranken fort. Es ist ja jetzt hell draußen, und der Regen hat nachgelassen. Rückwärts können Sie meinen Wagen benützen. Meiner Mutter können Sie sagen, um was es sich handelt.“

Ich sah nach der Uhr. Es war kurz nach fünf. Um nach Cori zurückzugelangen, brauchte ich meiner

Schätzung nach mindestens zwei Stunden. Die Wege waren, wenigstens bis ich zur Straße kam, die denkbar schlechtesten. Wenn ich nun auch rückwärts einen großen Teil der Strecke fahren konnte, so würde es meiner Rechnung nach doch halb neun Uhr, wenn nicht noch später, ehe ich wieder hier sein konnte. Ich sagte das dem Arzt.

„Das macht nichts,“ erwiderte er mir, „Sie werden immer noch früh genug kommen.“

Ich machte mich also auf den Weg. Als ich den Querbalken an der Tür leise weghob, erwachte die alte Mariuccia und richtete einen Moment lang die schreckstarren Augen auf mich. Gott weiß, für wen und für was sie mich im Halbschlaf halten mochte, für einen Dieb, einen Einbrecher, Mörder oder gar für das Gespenst von Ninfa.

„Madonna santissima, stehe uns bei!“ murmelte sie und fiel in ihre Kissen zurück.

— — — — — — — — — — — —

Als ich wieder zurückkam, die große Instrumententasche unterm Arm, schien die Sonne. Es war noch etwas später geworden, als ich vorher ausgerechnet, weil mich die Mutter Zaccarinis durch ihre besorgten und neugierigen Fragen aufgehalten hatte. Schon ehe ich die Hütte Mariuccias erreichte, sah ich, daß es dort sehr lebhaft zuging. Leute kamen und gingen, standen vor der Hütte, steckten die Köpfe zusammen, lauschten und tuschelten untereinander, machten große Augen, als ob sie ein Wunder erschaut hätten, und bekreuzigten sich.

„Sie lebt!“ hörte ich einen alten Bauern sagen.

„Was?“ rief ein junger Mann. „Sie ist tot! Ich habe sie gestern abend selbst gesehen. Sie ist tot wie ein Stein.“

„Sie lebt, sie lebt!“ sagte der andere wieder. „Checco

hat es selbst gesagt. Er hat sogar mit ihr gesprochen. Der junge Arzt von Cori hat sie wieder lebendig gemacht."

„Laßt sehen, laßt sehen!" riefen verschiedene durcheinander, indem sie sich der Tür näherten, um einzutreten.

Andere hielten sie zurück. „Seit ihr verrückt? Der Doktor hat es verboten. Weg von der Tür! Es darf niemand hinein," schallte es von verschiedenen Seiten.

Eine auffallende Aufregung beherrschte die Leute. Neugier, Aberglaube, Furcht versetzten die wenig intelligenten Bauerngesichter in atemlose Spannung. Es konnte sein, mochten sie denken, daß der junge Arzt aus Cori ein Heiliger war, der es mit dem Gespenst von Ninfa aufnehmen und ihm sein Opfer entreißen konnte, es konnte aber auch sein, daß er ein Halunke, ein Betrüger, ein Teufel war, der allerlei gefährliche Künste mit dem jungen Mädchen trieb. Man war augenscheinlich im Zweifel, ob man ihn totschlagen oder anbeten müsse.

Die Leute machten mir, oder eigentlich wohl der Instrumententasche, respektvoll Platz, und ich trat in die Hütte ein.

„Da ist er," rief die alte Mariuccia, „er ist da!"

Ich legte die Tasche auf den Tisch und rollte sie auseinander. Peppa saß aufrecht auf dem Bett der Alten, Zaccarini stand vor ihr, um ihr die Haare aufzubinden. Seitwärts stand ein junger Mann, in dem ich sofort den Geliebten Peppas, Francesco Tarri aus Piperno, vermutete. Er war ein hübscher, kräftiger Bursche, treuherzig und gut. Seine Augen hingen an dem Arzt wie an einem Heiligenbilde, begierig einen Wink, einen Befehl von ihm zu erhaschen, den er vollführen konnte. Es schien ihn glücklich zu machen, wenn

er dem Arzt durch irgendwelche Handreichung behilflich sein konnte oder wenn er seine Hand, ja seinen Rock küssen durfte, wie das gewöhnlich nur bei dem Geistlichen geschieht.

Zaccarini ging mit dem jungen Mädchen immer noch sehr vorsichtig und sorgfältig um. Er operierte jetzt mit der Magensonde, wohl um zu sehen, ob Peppa nicht etwas Schädliches gegessen habe, fragte nach hundert Sachen und befahl endlich, frische Milch zu bringen. Sofort stürzte sich die alte Mariuccia auf ihre Ziegen, und binnen zwei Minuten war frische Milch da.

Endlich war das Wunder geschehen: Peppa stand auf und ging herum. Checco führte sie. Mariuccia stand mit gefalteten Händen und offenem Munde dabei. Dann trat man vor die Tür in den Sonnenschein. Es war wunderlich, wie die Leute zunächst erschraken und zurücktraten, als sie erschien, wie vor einem Gespenst. Die Idee, daß jemand, der tot war, wieder auftrat und herumging, wieder lächelte und guten Tag sagte, brachte sie offenbar um das bißchen Verstand. Was dem Arzt ein natürlicher Vorgang war, war ihnen ein Wunder, vor dem sie verständnislos und fassungslos erstarrten.

„Guten Tag, Tonio," sagte Peppa lächelnd, „guten Tag, Compare, wie geht's zu Hause?"

Sie kannte jeden einzelnen, sie sprach, sie lächelte und reichte ihnen die Hand.

„Sie lebt wirklich," sagte endlich einer der Beherzteren, „das sieht man ja, daß sie lebt."

„Ich komme heute abend wieder," sagte Zaccarini streng, „daß ihr mir inzwischen keine Dummheiten macht. Nichts als frische Milch und höchstens ein oder zwei rohe Eier. Verstanden, Mariuccia? Verstanden, Peppa?"

Sie küßten ihm die Hände und versprachen Gehorsam. Es fehlte nicht viel, so wären sie auf die Knie gefallen.

„Und du läßt sie in Ruhe,“ wandte er sich streng an Checco, „keine Aufregung, keine Albernheiten und dummen Späße! Das verbitte ich mir. Sie geht in der Sonne hin und her, solange sie mag, aber es bleibt immer jemand bei ihr. Und wenn sie müde wird — ins Bett. Verstanden?“

„Gewiß, Herr Doktor, ganz gewiß!“ schluchzte Mariuccia.

Als Zaccarini sich verabschiedete, nahmen die Bauern die Hüte ab. Das ist ein außerordentlicher Vorgang, der sich nur ereignet, wenn der Bischof kommt oder die Monstranz vorübergetragen wird. Im übrigen sitzt der Hut eines Bauern in jener Gegend sehr fest. Es lag etwas Festliches und Feierliches darin. Was würden erst die Bäuerinnen tun, wenn sie von der Geschichte erfuhren, dachte ich, wenn schon die Bauern die Hüte abnehmen?

„Ich gratuliere,“ sagte ich zu dem jungen Arzt, als wir endlich allein im Wagen saßen und nach Hause fuhren.

„Wozu?“ fragte er, aus einer schweigenden, nachdenklichen Versunkenheit auffahrend.

„Zu Ihrer Wunderkur,“ fuhr ich nachdrücklich fort. „Sehen Sie denn nicht, daß Sie nun gewonnenes Spiel haben? In wenigen Tagen haben Sie die größte Praxis, sind der tüchtigste Arzt und der berühmteste Mann der ganzen Gegend. Die Leute werden Ihnen das Haus einrennen, und das Gespenst von Ninfa wird wie ein Schemen in bleichender Schwindsucht hinsinken vor dem gewaltigen Mann, der die Toten lebendig macht und dem Gespenst seinen Schrecken nimmt. Der Sindaco von Cori, der gewaltige Don Gaspare, wird vor seinem berühmten Mitbürger den Hut ziehen, und die kleine Carmén wird demütig fragen, wenn die

Verlobung sein soll. Mit einem Wort: Sie sind der Wundermann, der alles kann. Ich gratuliere. Nutzen Sie die Situation."

„Ich verstehe Sie nicht," erwiderte er geringschätzig, „Sie wissen doch genau so gut wie ich, daß ich heute noch genau derselbe bin, der ich gestern war."

„Nein, das sind Sie eben nicht. Gestern waren Sie der Pfuscher, der Besserwisser, der nichts kann, der Verkannte, der lächerliche Mensch, der sich etwas einbildete, das nichts war, zu dem niemand Vertrauen hat, mit dessen Wissenschaft man keinen Hund vom Ofen locken kann — und heute sind Sie der Mann, der gleich nach den Heiligen kommt, der nur zu sagen und zu befehlen braucht, der mit einer Handbewegung das Gespenst von Ninfa in seinen Sumpf zurückschleudert auf Nimmerwiedersehen, und selbst Carmén, die Sie doch genau kennt, wird andächtig zu Ihnen aufsehen, wird nicht mehr wagen, Ihnen mit den kleinen, kurzfingerigen Händen in die Haare zu fahren, sondern ergeben warten, bis Sie sich herablassen, sie zu küssen."

„Lassen Sie das!" sagte er. „Glauben Sie denn, ich würde den Aberglauben und die Dummheit der Leute benützen, um mir zu Ruf und Praxis zu verhelfen? Sie sollten mich doch besser kennen. Das tut kein gewissenhafter Arzt. Das tut nicht einmal ein anständiger Mensch."

„Haben Sie schon einmal gesehen oder gehört, daß man einen Esel lesen lernt?"

„Was soll das?" fragte er achselzuckend.

„Das soll Ihnen begreiflich machen, daß man in dieser Welt nicht Anforderungen stellen soll, die den Fähigkeiten des anderen nicht entsprechen. Wie kommen Sie denn dazu, von den Bauern, die nicht lesen und schreiben können, zu verlangen, daß sie sich in Ihre

Anschauungen schicken? Auch Sie werden keinen Esel lesen lernen. Das ist ein wissenschaftlicher Dünkel, der sich durch Erfolglosigkeit und Mißachtung selbst bestraft. Ist es nicht viel einfacher, daß Sie sich als wissenschaftlicher Mann in die Anschauungen schicken, mit denen Sie rechnen müssen, wenn Sie Erfolg haben wollen? Das mag schwer sein. Ich gebe Ihnen das gern zu. Aber es ist klüger, als sich auf das hohe Roß der Wissenschaft zu setzen, wo Sie niemand mehr erreicht. Glauben Sie denn, das Gespenst von Ninfa wäre jemals zu irgendwelcher Bedeutung gekommen, wenn es „wissenschaftlich gebildet" aufgetreten wäre? Auf den Boden, auf dem das Gespenst groß gewachsen ist, müssen Sie sich auch stellen, wenn Sie gedeihen, wenn Sie es verdrängen und bekämpfen wollen, sonst werden Sie unglücklich und schaden Ihrer Sache mehr, als Sie ihr nützen. Herunter vom hohen Roß und Mensch mit Menschen sein — das gilt für Sie wie für jeden anderen."

Er sagte lange nichts. Gott weiß, welche Richtung seine Gedanken während der langen Pause nehmen mochten.

Endlich murmelte er halb für sich: „Galilei ließ sich foltern um der Wahrheit willen."

„Und widerrief als falsch, was er als richtig erkannt," ergänzte ich.

Dann war er wieder still und sah zum Wagenfenster hinaus.

Erst als wir in Cori einfuhren, warf er verbissen und trotzig hin: „Und ich habe doch recht!"

Ich schwieg und wollte das weitere abwarten. Wir fuhren gerade an dem Hause des Sindaco vorüber. Die niedliche Carmén stand auf dem Balkon und hing Wäsche auf. Sie hatte die Ärmel aufgestreift, und bei

dem Dehnen und Recken hin und her kamen ihre feinen, zierlichen Formen voll zur Geltung.

Der junge Arzt sah mit Kennerblick nach ihr hin. Der verbissene Trotz war rasch verraucht, und ich dachte mir, es würde keines grausamen Folterknechts bedürfen, um aus dem jungen Gelehrten einen weisen Mann zu machen, der die Welt nimmt, wie sie ist.

4.

Der Zufall wollte, daß die Geschichte Peppas mit dem Doktor Zaccarini in eine Zeitung geriet, die man in Terracina, dem größten der Orte an den Pontinischen Sümpfen, druckt. Dem allgemeinen Drang des Publikums nach Sensation folgend, geschah das unter der etwas übertriebenen Spitzmarke „La risurrezione d'una morta“ — die Auferstehung einer Toten. Dieses Zeitungsblatt kam in all die kleinen Nester an den Sümpfen, nach Cori, Norma, Sezze, Piperno und wie sie sonst noch heißen. Überall, auch da, wo sonst nie eine Zeitung hinkam, aus dem einfachen Grund, weil sie die Leute doch nicht lesen konnten, ging das Blatt von Hand zu Hand, alle betrachteten die dunkle Geschichte als die wichtigste Begebenheit des Jahrhunderts, und gerade weil die Leute sie nicht lesen konnten und in ihrem naiven Wunderglauben noch alles, was gedruckt in einer Zeitung stand, für wichtig und wahr hielten, bekam die Sache etwas Wunderbares und Übersinnliches. Man hob das Zeitungsblatt auf wie einen Talisman, legte es unter das Heiligenbild des Hauses, oder ließ es einrahmen und hängte es an die Wand zur fortdauernden Bewunderung. Sehr natürlich. Die Leute, die das Gespenst von Ninfa geschaffen hatten, brachten auch das fertig.

Zaccarini war anfangs wütend über solchen Unsinn

und tat das Seine, um die Leute aufzuklären und ihnen das Einfältige ihres Tuns bemerklich zu machen — ganz vergeblich. Die Leute wußten, was sie wußten, und schätzten den Arzt nur um so höher, je mehr er sich in seiner Bescheidenheit ihrer Verehrung erwehren wollte. Es half ihm alles nichts, er wurde der Wundermann. Sein Ruf wuchs in der ganzen Gegend zusehends wie der Kürbis des Propheten. Seine Wohnung in Cori wurde nicht mehr leer von Kranken und Hilfesuchenden, und wo er sich zeigte, begegnete er dem ehrfurchtsvollsten Respekt. Man küßte ihm die Hände, wenn er über die Straße ging, wie dem Parroco, und da das häufig auch von recht niedlichen großen und kleinen Kindern geschah, so ließ er sich's endlich schmunzelnd gefallen. Er wurde schließlich seiner eigenen Gewissenhaftigkeit und Strenge müde und ließ geschehen, was er doch nicht ändern konnte. Er sah ein, daß die Leute ihm um so aufmerksamer und treuer gehorchten, je mehr er bei ihnen in Respekt stand.

Eines Tages — es war schon im Herbst und ein furchtbar heißer Tag — kam Zaccarini von einer großen und beschwerlichen Tour ins Gebirge zurück, wo er Kranke besucht hatte. Er war müde und durchschwitzt und freute sich, wieder daheim zu sein. Aber gerade, als er durch seinen Garten ging, kam ihm die kleine Carmén entgegen. Sie weinte und war sehr verlegen.

„Carmén!" rief er rasch und erregt. „Was ist geschehen? Warum weinst du?"

„Ich warte schon seit zwei Stunden auf Sie, Herr Doktor — —" begann sie schluchzend und griff nach seiner Hand, um sie knicksend zu küssen. Er merkte das, und da sie unter einer Weinlaube standen, die sich von der Straße bis zu seinem Hause hin erstreckte, so schlang er rasch den Arm um ihre Schultern und küßte sie auf den Mund.

„Sie, Carmén? Und Herr Doktor?“ fragte er leise. „Warum bin ich nicht mehr der alte Romualdo für dich wie früher?“

Sie ließ sich seine Liebkosung gern gefallen, sah ihn aber noch immer etwas zweifelnd und wie verlegen an.

„Die Leute haben mir erzählt,“ fuhr er rasch und leise fort, „daß du dich mit dem Don Bernardo aus Norma getröstet und mich vergessen hättest. Ist das wahr?“

Sie wurde plötzlich feuerrot, und ihre Augen blitzten vor Erregung. „Das sind infame Lügen,“ ereiferte sie sich zornig, „die von schlechten Leuten erdacht sind. Pfui! Wie werde ich mich denn mit einem plumpen Weinbauern einlassen, wenn du — — Das wirst du doch nicht von mir glauben, Romualdo, ich — —“

„Na, na!“ warf er ein und kniff sie in die Backen.

„Und wenn ich nun auch einmal meinen Spaß mit Bernardo gemacht habe — das will doch nichts heißen. Ich begreife dich nicht, Romualdo. Spaß ist doch Spaß. Du weißt doch, daß ich nur dich liebe, nur dich, auf der ganzen Welt, nur —“

„Und dein Vater?“

Carmén schlug die Hände zusammen, als ob sie sich plötzlich wieder auf etwas besinne, das sie vergessen. „Madonna santissima!“ rief sie, „komm nur rasch. Ich warte schon seit vier Uhr hier. Komm schnell, Romualdo —“

„Ist denn dein Vater krank?“

„Komm nur. Er erstickt sonst. Der Apotheker hat ihm etwas eingegeben wie schon früher manchmal. Aber diesmal half alles nichts. Es wird immer schlimmer. Komm nur rasch.“

Sie zog ihn mit sich fort.

„Weshalb quacksalbert dein Vater aber auch immer

mit dem Apotheker herum, statt sich an einen ordentlichen Arzt zu wenden?“ murrte er. „Dein Vater sollte doch gescheit genug sein, das einzusehen.“

„Ach Gott ja, er sieht ja alles ein. Komm nur rasch, damit er nicht erstickt. Er bekommt ja keine Luft, und er hat eine Heidenangst vorm Sterben.“

Glücklicherweise war das Haus des Sindaco nicht weit entfernt. In wenigen Minuten waren sie da. Der Gewaltige von Cori lag ängstlich auf dem Bett und rang nach Atem. Sein Gesicht war puterrot, in seinen dick hervorgetretenen Augen lag Todesfurcht und Hilflosigkeit.

„Herr Doktor,“ keuchte er jammernd und bittend, als der Arzt eintrat, „Herr Doktor, ich fürchtete schon, Sie würden nicht kommen. Sie wissen nicht, welche Höllenqualen ich ausgestanden habe in diesen zwei Stunden. Helfen Sie, helfen Sie um der Madonna willen, die Ihnen gnädig sein wird. Tragen Sie mir nichts nach. Vergessen Sie, was vorgefallen ist, aus Menschenliebe. Helfen Sie, Herr Doktor, helfen Sie mir!“

Zaccarini sah rasch, um was es sich handelte. Der ohnehin vollblütige, dicke Mann hatte zu viel gegessen und litt nun, vielleicht auch infolge der abnormen Hitze, an Kongestionen. Die kleine Carmén stand zitternd und ängstlich dabei und schaute bald auf ihren Vater, bald auf Zaccarini. Die Bedeutung des Arztes wächst in solchen Fällen ins Ungemessene, und die Versuchung zum Mißbrauch dieser Bedeutung liegt nahe. Aber Zaccarini widerstand ihr. Er mochte wohl sehen, daß er das nicht mehr nötig hätte.

„Nur Mut, Herr Sindaco,“ sagte er nach der Untersuchung, „das wollen wir schon machen.“

„Ich weiß, daß Sie es können, wenn Sie wollen,

Herr Doktor," würgte Don Gaspare wieder mühsam heraus. „Rächen Sie sich nicht an mir. Bedenken Sie, daß es sich um ein Menschenleben handelt. Carmén — wo ist Carmén? Gib dem Herrn Doktor deine Hand. Es — — es ist alles vergessen. Ich bin mit allem zufrieden, nur helfen Sie mir, Herr Doktor!"

Die kleine Carmén hatte recht. Der feiste Sindaco hatte eine Höllenangst vorm Sterben, und bei einem bißchen Atemnot fielen ihm schon alle seine Sünden ein. Er war mit allem zufrieden. Er hätte Carmén sofort mit dem Arzte verheiratet, wenn das nötig gewesen wäre, nur um sicher zu sein, daß ihm Zaccarini nichts nachtrage und wirklich helfen wolle.

— — — — — — — — — — — —

Etwa zwei Monate später erhielt ich von Zaccarini eine Einladung zu seiner Hochzeit mit der kleinen Carmén. Ich lag krank in Rom und konnte der Einladung nicht Folge leisten. Es ging aber auch ohne mich.

Als ich den Arzt nach mehreren Jahren zum ersten Male wiedersah, hatte das junge Paar schon zwei Kinder.

„Und das Gespenst von Ninfa?" fragte ich, als wir bei einem Glase Wein im Garten Zaccarinis zusammensaßen. „Was macht das Gespenst von Ninfa?"

„Es geht ihm sehr schlecht," erwiderte der Arzt lächelnd. „Nur höchst selten hört man noch von ihm reden. Es hat offenbar die Schwindsucht. Es stirbt. Ich hoffe, sein Ende noch zu erleben."

„Sehen Sie," sagte ich, „das haben Sie mir zu verdanken."

„Wieso denn?" fragte er erstaunt.

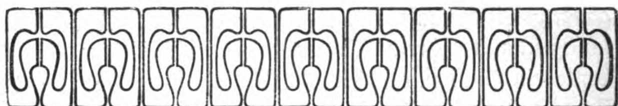
„Sie wollten den Esel lesen lernen," fuhr ich eifrig fort, „und wenn ich Ihnen nicht gesagt hätte, daß ein Esel nur ziehen lernen kann, so wären Sie mit Ihrer

ganzen Wissenschaft, mit Ihren Verordnungen und Ratschlägen, mit Ihren Maßregeln gegen das Fieber noch heute ein Buch mit sieben Siegeln für Ihre Landsleute. Kein Hahn krähte nach Ihnen und das Gespenst würde noch heute in seiner ganzen unheimlichen und grausigen Scheußlichkeit auf den Sumpfwassern von Ninfa hocken. Ihre Praxis wäre gleich Null, Carmén wäre heute die Frau Don Bernardos in Norma und Sie selbst ein verbitterter und verbissener Mensch, von dem trotz seiner Wissenschaft und Rechtschaffenheit niemand etwas wissen will. Und das alles, weil Sie im bockbeinigen Gelehrtendünkel den Esel lesen lernen wollten."

Er lachte, und nach einem derben Schluck meinte er behäbig: „So ganz und gar stimmt das übrigens nicht. Das Gespenst von Ninfa war eines von jenen Wesen, die nur so lange existieren, als man an sie glaubt. Diesen Glauben habe ich zerstört, allerdings, wie Sie sagen, ohne den Esel lesen zu lernen. Hätte ich's aber nach Ihrem Rezept getan, so wäre ich auch so ein Wesen geworden, die nur existieren, solange die Leute daran glauben. So ist das aber nicht, mein Lieber. Der Ruf eines Arztes und das Vertrauen, das die Leute zu ihm haben, steht auf soliderem Grund. Das Richtige liegt eben auch hier, wie bei allen Sachen in dieser Welt, in der goldenen Mitte."

„Also gut," rief ich launig, indem ich mein Glas hob, „es lebe das Gespenst von Ninfa!"





Die einstige Behandlung der Geisteskranken.

Kulturgeschichtlicher Rückblick von Dr. T. Witry.

Mit 9 Abbildungen nach alten Originalen.  (Nachdruck verboten.)

„Du wirst nun schau'n die schmerzensreichen Scharen,
Die der Erkenntnis höchstes Gut verloren."

Diesen Spruch des großen Dante kann man mit Fug und Recht anführen, wenn man einen historischen Überblick über die Behandlung der Geisteskranken im Laufe der Jahrhunderte gibt. Viel Qual und Elend haben diese Unglücklichsten aller Unglücklichen erdulden müssen, ehe die Humanität der Wissenschaft sie aus ihren Kerkern und Ketten erlöst hat und dem kranken Geiste sachgemäße Behandlung verschaffte.

Geisteskranke hat es zu allen Zeiten gegeben, wenn auch zugestanden werden muß, daß unser heutiges Kulturleben eine größere Verbreitung der Geisteskrankheiten fördert. Aus der Bibel ersehen wir, daß Nabuchodonosor irrsinnig wurde. Er fraß Heu, schloß sich von den Menschen ab und irrte unter freiem Himmel umher; seine Haare wuchsen wie Adlerfedern und seine Nägel wie Klauen. Später genas er wieder vollständig. König Saul litt an Wutanfällen und Melancholie. Ein Linde-



Besuch in einer Irrenanstalt im 17. Jahrhundert

rungsmittel für seine Depressionszustände war ihm das Harfenspiel Davids.

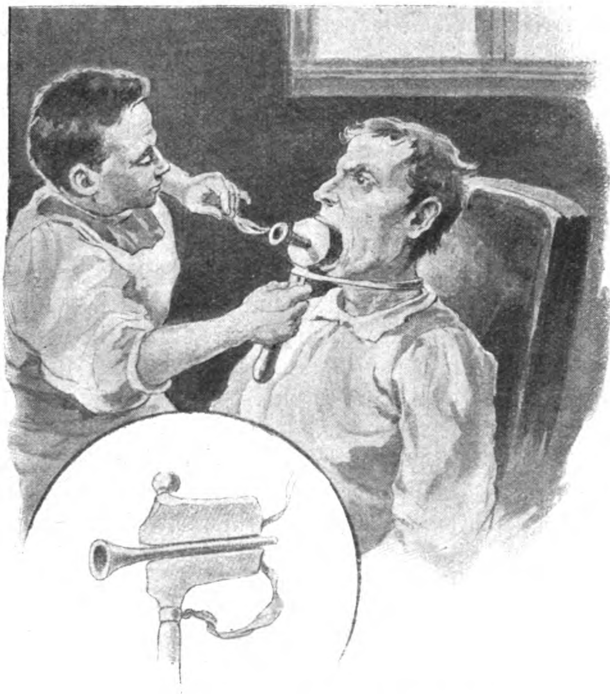
Daß solche Erscheinungen, wenigstens im Westen Asiens, nicht so selten waren, geht auch aus jener biblischen Erzählung hervor, die über Davids Flucht vor Saul berichtet. Der Flüchtige simulierte vor dem Könige Achis Geistesstörung, um nicht erkannt zu werden. Er entstellte sein Angesicht, ließ sich hie und da auf den Boden fallen, bemalte die Türen und ließ den Speichel in den Bart fließen. Damit erreichte er seinen Zweck. Denn Achis sprach zu seinen Dienern: „Ihr habt gesehen, daß dieser Mensch wahnsinnig ist, warum habt ihr ihn hierher geführt? Haben wir nicht Wahnsinnige genug? Der soll mir nicht ins Haus kommen!"

Von irgendwelcher Behandlung der Geisteskranken hören wir aber nichts in der Bibel.

In den alten griechischen Sagen spielt der Wahnsinn ebenfalls eine große Rolle. Herkules, Ödipus, Ino, Ajax, Athamas werden als von den Göttern bestrafte Wahnsinnige dargestellt. Die Töchter des Königs Proteus hielten sich im Wahnsinn für Kühe.

Aus der geschichtlichen Epoche des griechischen Altertums kennen wir übrigens auch einige Ärzte, die sich mit der Geistesstörung und deren Heilung beschäftigten, so vor allen Hippokrates. Von diesem Vater der gesamten Medizin, der 460—377 v. Chr. lebte und eine Anzahl medizinischer Werke schrieb, sind noch einige auf die Geisteskrankheiten bezügliche Erfahrungssätze auf uns gekommen, wie zum Beispiel: „Wenn Furchtsamkeit und Traurigkeit eine geraume Zeit anhalten, ist es ein Zeichen der Melancholie"; ferner: „Irrewerden und Zuckungen infolge von Schlaflosigkeit sind bedenklich; die nach dem vierzigsten Jahre schlaflos werden, genesen selten." Ein anderer Satz lautet: „Die aus der Gelbsucht entstandene

Narrheit ist schlimm." Ein anderer bedeutender griechischer Arzt, Asklepiades (128—56 v. Chr.), empfiehlt als Mittel gegen Geistesstörung: Musik, Wein, Beschäf-



Zwangsernährung mit Hilfe der „Maulsperre".

tigung, Übung des Gedächtnisses und der Aufmerksamkeit — Mittel, die jedoch auch teilweise der Psyche schädlich sind, wie denn andere Ärzte, zum Beispiel Cälius Aurelianus (im 3. Jahrhundert n. Chr.), den Gebrauch des Weines und der Musik tadeln. Letzterer hat auch schon den wichtigen Satz aufgestellt: „Es ist leichter, die

Kranken durch die Hände der Wärter als durch mechanische Fesseln zu lenken," ein Satz, der erst in der neuesten Zeit wieder zur Geltung gekommen ist und dem System der heutigen Psychiatrie zu Grunde liegt, bei welchem aller mechanische Zwang bei Behandlung der Kranken ausgeschlossen ist.

Im übrigen waren die Heilmittel der Alten bei Geisteskrankheiten gar verschieden, indem man bald bloß Beschränkung des Kranken, bald Purgier- und Brechmittel, bald Blutentziehung anordnete; anderseits wurde aber wieder betont, daß dem Kranken zur Ader lassen oft ebenso schlimm sei, als ihn töten.

Auch das christliche Altertum beschäftigte sich mit der Behandlung der Geisteskrankheiten. Als im 4. und 5. Jahrhundert eine Art Einsiedlerepidemie im Orient ausbrach, welche Tausende von Männern und Frauen in die Wüste trieb, wurden viele von ihnen geisteskrank. Im Jahre 491 mußte bei Jerusalem ein Hospital für diese unglücklichen Ekstatiker errichtet werden, welche in Klöstern und Wüsten geisteskrank geworden waren.

Eine andere Heilstätte für seelisch Erkrankte war ein Heilbrunnen, der im Tempel des heiligen Demetrios in Thessalonike lag und schon im 6. Jahrhundert erwähnt wird. Durch Baden darin und durch den wundertätigen Tempelschlaf, worin der Kranke durch Suggestion beeinflußt wurde, suchte man die kranke Seele zu heilen.

Finden wir so im späteren Altertum die Aufmerksamkeit der Ärzte einigermaßen der Seelenstörung zugewandt, so zeigt das Mittelalter einen entschiedenen Rückschritt, indem hier von einer medizinischen Behandlung der Geisteskranken nicht die Rede ist. Die Heilkunde war ja überhaupt in dieser Zeit kaum eine Wissenschaft zu nennen.

Die Namen „Dor" und „Narr" waren die gebräuchlichsten zur Bezeichnung der Geistesgestörten. Andere

Ausdrücke des Mittelalters sind: „toll“, „der Sinne entrust“, „besessen“, „zu Unvernunften gekommen“ u. s. w.

In Deutschland, wie anderswo auch, verwahrte man



Die Drehmaschine.

die Irren als vom Dämon Besessene auf dieselbe Weise und an denselben Orten wie Verbrecher und belud sie auch wie diese mit Ketten. Waren die Kranken aus einer fremden Gegend, so wurden sie von dem Stadt-

büttel einige Stunden weit von der Stadt entfernt, wo sie geisteskrank geworden oder aufgegriffen worden waren, und dann ließ man sie in der fremden Gegend laufen.

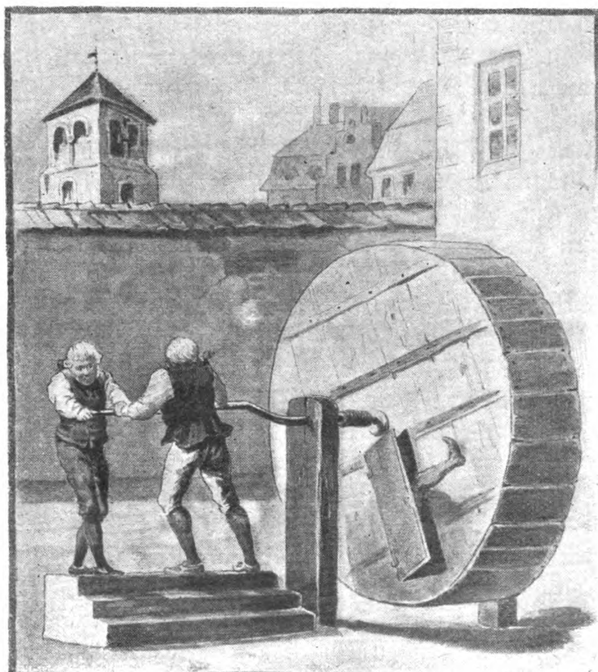
War der Kranke aber ein Ortsansässiger, so hatten zunächst die Verwandten die Pflicht, denselben ein- und abzusperren. War ein Raum im eigenen Hause dazu nicht einzurichten, so wurde er von der Ortsverwaltung untergebracht. Dies geschah im „Loch“ oder im „Turm“, das heißt im Gefängnis. Hier lebten die Kranken zusammen, schlecht gepflegt und schlecht genährt. Wollten sie überhaupt keine Nahrung zu sich nehmen, so wurde ihnen mit Hilfe der „Maulsperre“ täglich etwas Suppe eingeflößt. Als Lager hatten sie Stroh, und die Behandlung war Spott und Hohn und Schläge. 1377 bekam urkundlich ein Irrsinniger Schläge durch den Henkersgehilfen. 1434 wurde der Züchtiger belohnt „für seine Arbeit“, weil er einen geisteskranken Knecht mit Gerten geschlagen hatte. Eine weitere Belohnung erhielt er, weil er etwas später eine „törichte“ Frau ebenfalls mit Gerten gestrichen hatte.

Sehr häufig finden wir in den städtischen Rechnungsabschlüssen Zahlungsanweisungen an die Henkersknechte und Gefängniswärter für Prügelung von Geisteskranken.

Noch grauenhafter wird das Bild der Behandlung der Geisteskranken, wenn man liest, wie die mittelalterlichen Gefängnisse beschaffen waren. Die Gefangenen ließ man jahrelang in einem ganz oder halbdunkeln, oft mit Ratten und Ungeziefer bevölkerten Kerker sitzen, und wenn einer darüber den Verstand verlor, so wurde er doch im nämlichen Gefängnis festgehalten.

Kriegk teilt aus dem 15. Jahrhundert die Bittschrift einer Frau mit, die fünfundzwanzig Jahre lang im „Keller“ lag. Sie klagt, daß sie bei den „unvernumpigen Tyern“ (unvernünftigen Tieren) und bei „wahnweczigen

Luden" liegen müsse. Die letzteren sind aber Geisteskranke, die also auch im „Keller" lagen. Gewöhnlich gab es selbst für vornehme Gefangene kein Bettzeug, ja nicht einmal einen Strohsack; das Stroh wurde nur



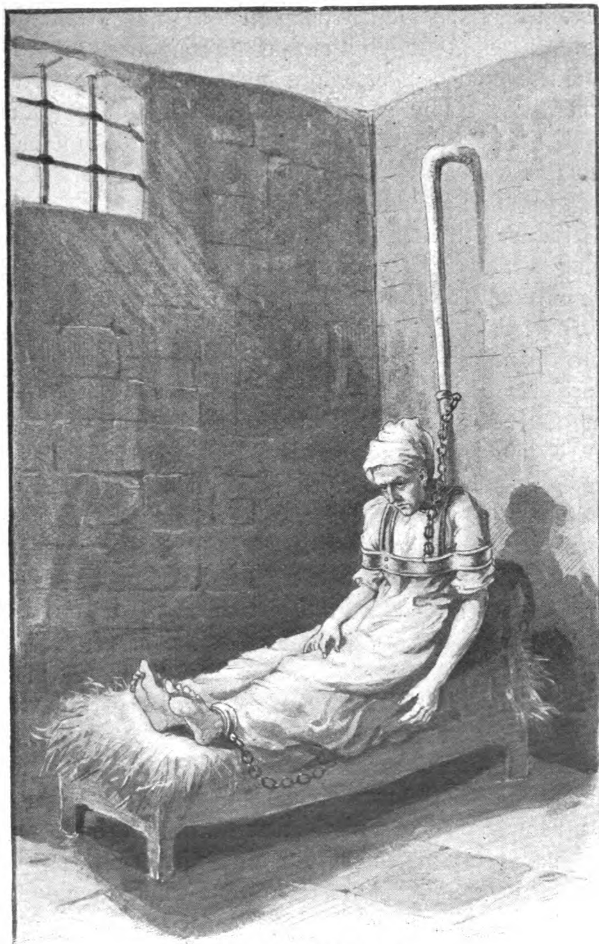
Die Drehtrommel.

so wie fürs Vieh hingestreut. Von einer Erneuerung des Strohs ist selten die Rede, noch weniger von Heizung und Lüftung. Erst zum Schlusse des Mittelalters wurde täglich einmal warme Speise gereicht, sonst war die Speise der Gefangenen nur Brot und Wasser. Manche Gefängnisse waren wie Verliese gebaut, ohne Türen und

Fenster. Durch ein Loch in der Decke wurden die Gefangenen selbst, wie auch Speise und Trank für sie, an einem Seile heruntergelassen. Die Gefangenen und die unruhigen Geistesgestörten wurden an Ketten gelegt, die in der Wand befestigt waren, so daß ein Umhergehen unmöglich war.

In Hamburg finden wir zwecks Aufbewahrung der Kranken die „Tollenkiste“ oder den „Torenturm“ vor, ebenso die „Rockenkiste“, auch „Jungpfer“ genannt. Es waren dies Türme in der Stadtmauer mit folgender Einrichtung. Der Turm hat vier Stockwerke, von denen jedes einige dunkle Behältnisse enthält. Die Gefangenen saßen gewöhnlich in den unteren Löchern. Im dritten Stockwerke sind in der Mauer Nischen, die gerade Raum für einen aufrechtstehenden, nicht zu beleibten Menschen gewähren, und sowohl hier als im vierten Stock liegen eine Reihe Fußblöcke. Das waren die Behältnisse für die Irren, deren Füße und oft auch die Arme in diese Blöcke eingeklemmt waren.

In Lübeck hatte man „Dorenkisten“, ebenso in Braunschweig zur Aufbewahrung der Kranken. Es waren das, wie es scheint, niedrige Räume nach Art der Bahnwärterhäuschen, die vor den Stadttoren aufgestellt und in welche dann die Kranken hineingesetzt wurden, vielleicht um das Mitleid der Leute zu erregen. Wenigstens wird ihrer in Testamenten gedacht. So ist einmal die Rede von den „armen affinnigen Luden vor dem Molendore und Borchdore in den Dorenkisten Sitzenden“. 1479 vermacht Gerd Sanderbeck „den armen dullen Luden, die vor den Doren und Porten sitzen, in den Dorenkisten sovenhundert Mark Lüb“. 1535 verordnete der Rat, daß in allen Testamenten den unsinnigen Armen etwas vermacht werden müsse. Diese Verordnung wurde im Jahre 1581 erneuert.



Auf dem Zwangsbett.

Die ersten wirklichen Irrenanstalten wurden 1409 in Valencia, 1429 in Saragossa und 1436 in Sevilla

errichtet. Dann folgte Stockholm 1531, und in Deutschland verwandelte Philipp der Großmütige 1533 die Klöster Haina, Merxhausen und Hofheim in Irrenanstalten. Es folgten dann weiter England (Bedlam) 1547, die Türkei 1560, Frankreich (Charenton) 1645, Rußland 1776 und Österreich (Wien) 1784.

In diese Anstalten wurden aber nur diejenigen Geisteskranken aufgenommen, welche tobsüchtig waren, oder welche sich oder anderen gefährlich wurden. Ungefährliche Geisteskranke ließ man frei umhergehen, so daß sie meistens ein Gegenstand des Spottes und der Belustigung für rohe Mitmenschen waren. Kam ein Geisteskranker mit dem Strafgesetze in Konflikt, so galt er gewöhnlich für zurechnungsfähig und wurde bestraft. In Hamburg wurden noch im 17. Jahrhundert mehrere Geistesgestörte, welche einen Totschlag begangen hatten, mit dem Tode bestraft. Die Rücksicht auf ihr Kranksein bewirkte jedoch, daß sie mit dem Schwerte hingerichtet wurden, statt wie üblich mit glühenden Zangen gezwickt und dann lebendig gerädert zu werden. Eine Unzurechnungsfähigkeit im heutigen Sinne kannte man eben nicht.

Hierbei sei auch erwähnt, daß von den Unglücklichen, welche als „Hexen“ verbrannt wurden, sicherlich viele geistesgestört waren.

Der Gedanke, diese Kranken zu heilen, tritt bei den Ärzten bis 1700 kaum einmal auf. Hauptzweck ihrer Aufnahme in eine Anstalt war allein ihre Sicherung. In manchen Städten wurden die Geistesgestörten sogar für Geld gezeigt. Man betrachtete die Anstalt als eine Merkwürdigkeit, etwa wie eine Menagerie. So zog man an manchen Orten an den drei ersten Fastnachtstagen in hellen Haufen zur Belustigung nach dem Unsinnigen- oder Tollhause, wo man dann eine Gabe niederlegte. Das geschah noch bis in das vorige Jahrhundert hinein.

Während so bis zum 18. Jahrhundert nur die Polizei sich der Geisteskranken angenommen hatte, und das nicht gerade in zarter Weise, beschäftigten sich nunmehr, nachdem die medizinischen Wissenschaften einen neuen Auf-



Der Zwangskorb.

schwung genommen hatten, die Ärzte wieder mit denselben.

Freilich trug die Behandlungsweise der Geisteskranken auch jetzt noch oft den Charakter medizinischen Aberglaubens. So zum Beispiel zählte der Leipziger Professor Ettmüller noch Eselsblut unter die hauptsächlichsten

Mittel gegen die Tobsucht, da „die Trägheit des Esels die Wut des Kranken sistiere“.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts erst erhielt die Psychiatrie eine mehr wissenschaftliche Grundlage, nur litt die Krankenbehandlung unter Hypothesen und Experimenten. So berichtet zum Beispiel der Berliner Irrenarzt Horn, daß in der Charité die Ekelkur angewandt wurde, deren „Rückwirkung auf den Geisteszustand nicht selten die herrlichsten Folgen zeigte“. Eine andere Kur bestand darin, daß dem Patienten gegen zweihundert Eimer eiskalten Wassers über den Kopf gestürzt wurden. Ähnlich war die Spritzkur.

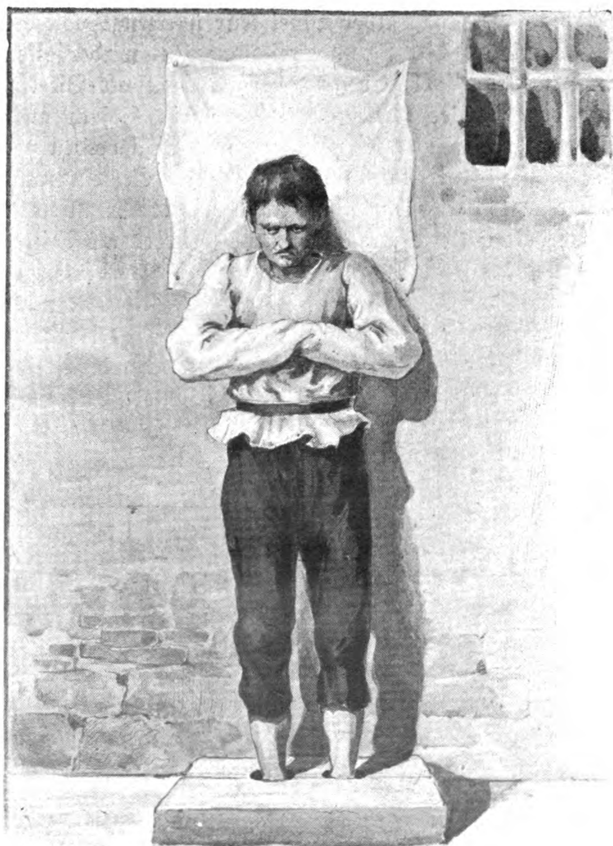
Im Jahre 1807 führte Horn die Drehmaschine ein. Neben dieser wurde auch noch die Drehtrommel benützt, in welcher der Kranke befestigt war und bis zu hundertzwanzigmal in der Minute um die Achse geschwungen werden konnte. Als Wirkung dieses Gedrehtwerdens erzielte man eine Erschütterung des ganzen Nervensystems mit Übelkeit und Schwindel, nicht selten mit Erbrechen, wodurch man Tobsüchtige bändige, Unruhige zur Ordnung bringe und Arbeitsscheue fleißig mache.

Weitere Heilmittel waren das Zwangsbett, der Zwangskorb, das Zwangsstehen und der englische Sarg. In diesen Zwangsstellungen mußten die armen Kranken bis zu zwölf Stunden verbringen. Zwangsjacke und Zwangshosen waren natürlich gang und gäbe. Ebenso war das Legen an Ketten noch bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts nicht selten.

Eine andere sonderbare Art, die Melancholiker aufzurütteln, bestand darin, daß man sie über eine Brücke gehen ließ, welche durch einen Mechanismus in der Mitte auseinandergeschoben werden konnte. Der nichtsahnende Kranke fiel dann jählings ins Wasser.

Aber neben den Anhängern dieser phantastischen,

quälerischen Experimente wuchsen auch schon die Vertreter einer humanen, zielbewußten Behandlungsmethode



Zwangsstehen.

empor. Zuerst fielen die Ketten der Geisteskranken. Der französische Arzt Pinel war der erste, welcher diese

Unglücklichen davon befreite. Er tat dies während der Revolution im Jahre 1792. Noch herrschte der blutige Geist Marats. Die Septembermorde rieten zur Klugheit und Vorsicht. Aber Pinel war überzeugt von der Notwendigkeit der Irrenbefreiung. Zu wiederholten Malen trat Pinel, Chefarzt der Irrenanstalt Bicêtre, vor den Pariser Gemeinderat, um sein Gesuch auseinanderzulegen und seine Klagen und Beschwerden zur Geltung zu bringen. Vorsitzender des Gemeinderats war damals der halbgelähmte Couthon, der überall einen Hinterhalt witterte und Pinel ohne weiteres als Aristokraten ansah.

Am anderen Morgen ließ sich der wilde Konventsmann nach Bicêtre bringen; jeder zitterte bei seinem Anblick. Auf starken Männerarmen wurde er hereingetragen. Pinel führte ihn allsogleich in die Abteilung für aufgeregte Irren; der Anblick der Käfige machte einen peinlichen Eindruck auf ihn. Er wollte alle Kranken selber fragen. Die meisten antworteten ihm mit Schimpfreden und rohen Worten. Es war unnütz, die Untersuchung weiter auszudehnen; da waren keine Aristokraten dabei.

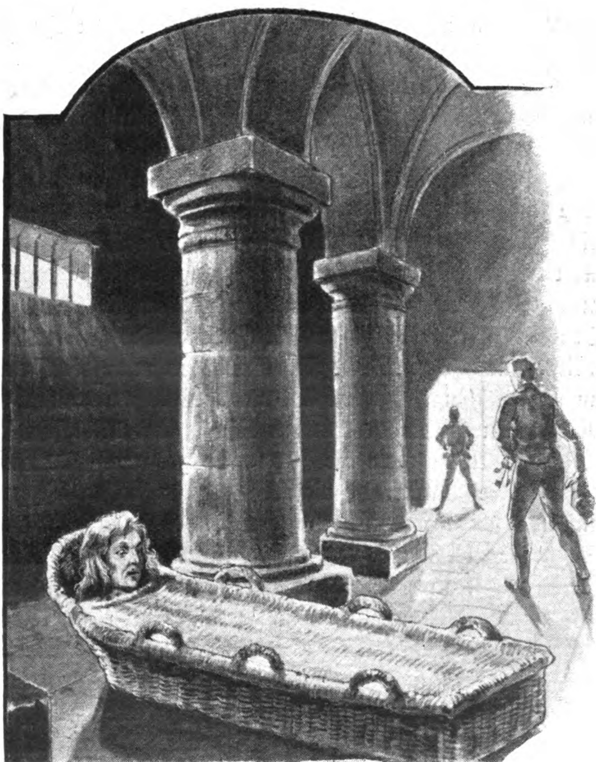
Couthon wandte sich zum Arzte: „Aber, Bürger, bist du nicht verrückt, daß du solche Tiere freilassen willst?“

Pinel antwortete voller Bestimmtheit: „Bürger, ich bin überzeugt, daß diese Kranken nur so unbotmäßig sind, weil man ihnen die Luft und die Freiheit vorenthält.“

„Nun gut, tue mit ihnen, was du willst; aber ich fürchte, du wirst selbst ein Opfer deines Dünkels werden.“

Darauf wurde Couthon wieder in seinen Wagen getragen. Sein Weggang war eine Erleichterung, man atmete wieder auf.

Der große Philanthrop machte sich sogleich ans Werk; am selben Tage noch wurde die Reformbehandlung bei



Der englische Sarg.

einer kleinen Zahl Geisteskranker versucht. Man wartete ungeduldig auf das Resultat des Versuches.

„Ach," rief einer derselben aus, als er sich draußen im Angesicht der Sonne befand, „tut das wohl!" Es war ein englischer Offizier, der seit vierzig Jahren in

einer Einzelzelle eingesperrt war, und dem keiner zu nahen wagte seit dem Tage, wo er in einem Wutanfall einen Wärter getötet hatte.

Nach zwei Jahren voller Ruhe konnte man ihn als geheilt betrachten.

Diese wirksame Demonstration der Behandlungsweise der Geisteskranken konnte nicht klarer sein. Die Tatsachen triumphierten über die Vorurteile.

Aber der Irrtum hat ein zähes Leben, wenn er auf eine lange Tradition gestützt ist. Nicht allerorts fielen die Ketten der Irren. So fühlte sich noch 1817 der Arzt der Versorgungsanstalt Waldheim in Sachsen veranlaßt, sich energisch mit einer Schrift an Regierungen, Obrigkeiten und Vorsteher der Irrenhäuser zu wenden, weil es noch Anstalten gebe, „in denen man die Irren an Ketten hängt und die Unreinlichen in unterirdischen Löchern im Unrate verkommen läßt". Und 1818 schreibt Reil: „Milde gegen die Irren ist geboten. Dennoch herrscht die Barbarei, wie sie aus der rohen Vorzeit auf uns übertragen ist. Wir sperren diese unglücklichen Geschöpfe gleich Verbrechern in Tollkoben, ausgestorbene Gefängnisse, in öde Klüfte über den Stadttoren und lassen sie daselbst angeschmiedet an Ketten in ihrem eigenen Unrat verfaulen. Ihre Fesseln haben ihr Fleisch bis auf die Knochen zerrieben, und ihre hohlen und bleichen Gesichter harren des nahen Grabes, das ihren Jammer und unsere Schande zudeckt. Man gibt sie der Neugierde des Pöbels preis, und der gewinnsüchtige Wärter zerrt sie wie seltene Bestien, um den müßigen Zuschauer zu belustigen u. s. w." In England war es ebenso, wie uns Conolly schildert. Dort war William Tuke der Irrenbefreier.

Ein entschiedener Umschwung trat seit den Zwanzigerjahren des vorigen Jahrhunderts ein. Von der Mitte



Befreiung der Irren aus ihren Ketten.

des Jahrhunderts an nahm der Staat die Irrenfürsorge in die Hand. Daneben wurden zahlreiche Privatanstalten errichtet. Psychiatrisch vorgebildete Ärzte mit einem ganzen Stabe von Assistenzärzten wurden die Leiter der nach den neuesten hygienischen Grundsätzen erbauten Anstalten. Die Zwangsmittel sind verschwunden. Die Zellen werden als veraltet angesehen. Möglichste Freiheit wird den Kranken gegeben. Die psychische Behandlung gewinnt immer mehr an Terrain. Familienbehandlung der Geisteskranken und Kolonialpflege mit passender Beschäftigung breiten sich immer mehr aus. Das Pflegepersonal wird vorzüglich ausgebildet und steht den Ärzten hilfreich zur Hand. Und neuerdings hat die Bewegung für Volksnervenheilstätten so mächtig bei uns eingesetzt, daß wir in absehbarer Zeit auch darin ein Präservativmittel für viele psychische Erkrankungen haben werden.

Licht und Luft und Humanität und Wissenschaft herrschen jetzt in den Anstalten für Geisteskranke und bewirken, daß ein so großer Prozentsatz Geheilter dieselben heutzutage in dankbarer Erinnerung verläßt.

Die Zeiten der Tortur und der Ketten werden nicht mehr wiederkehren, und eine gesunde Prophylaxe wird eine weitgehendere psychische Schädigung des einzelnen und des ganzen Volkstums verhindern.





Mannigfaltiges.



Maria Stuarts Porträt von Raffael. — Ein englischer Offizier hatte während einer Reise in Italien, die er zu Anfang des vorigen Jahrhunderts unternahm, die Kopie eines Raffaelschen Gemäldes gekauft, weil das Bild Ähnlichkeit aufwies mit den Gesichtszügen der Königin Maria Stuart. Als der Offizier, nach England zurückgekehrt, bald darauf Befehl erhielt, zur Armee Wellingtons abzugehen, beschloß er, seine sämtlichen Habseligkeiten zu verkaufen, darunter auch die Kopie. Bei der Übergabe der Sachen an den Auktionator erwähnte er, daß das Bild die Kopie eines Raffaelschen Gemäldes sei, und deutete auch zugleich die Ähnlichkeit an, die ihn bestimmt habe, das Bild zu kaufen.

Wie erstaunte er aber und lachte, als er einige Tage darauf im Katalog hinter der Nummer seines Bildes die folgende Bemerkung las: „Porträt Maria Stuarts von Raffael. Das einzige existierende Bildnis dieser schönen, unglücklichen Herrscherin von dem großen Meister!"

Das merkwürdigste war, daß kein Mensch auf der Auktion, bei der doch Kunstkenner von Ruf zugegen waren, etwas Absonderliches bei dieser Ankündigung fand, was zur Folge hatte, daß für diese Kopie ohne jeden Kunstwert weit höher als gewöhnlich geboten wurde. Es ging endlich für den Preis von elfhundert Mark in den Besitz eines jungen Buchhändlers über.

Als am anderen Tage der Offizier zur Abrechnung im Hause des Auktionators weilte, kam der junge Mann, der das Bild gekauft hatte, um es abzuholen. Der Offizier, den Scherz mit der Kopie weitertreibend, meinte, nachdem der Auktionator die Herren miteinander bekannt gemacht hatte: „Sie sind wirklich ein Glückspilz, junger Mann, daß es Ihnen gelang, das Bild zu erstehen. Passen Sie auf, Sie werden damit Ihr Glück machen! Ich würde es an Ihrer Stelle zunächst als Sehenswürdigkeit ausstellen."

Der Käufer faßte die scherzhaft gesprochenen Worte als Ernst auf; er ging hin, mietete ein geeignetes Lokal und kündigte überall öffentlich an: „In Nummer 15 St. Jamesstraße steht, nur für kurze Zeit, ausgestellt: das einzige Porträt der unglücklichen Königin von Schottland, Maria Stuart, von des großen Raffaels Meisterhand gemalt!"

Die Ankündigung hatte einen beispiellosen Erfolg. In hellen Scharen strömte das Publikum herbei, und ehe noch die Kunstkenner und Kritiker mit ihrer Behauptung, daß es sich hier um eine Mystifikation handle, durchdrangen, hatte der glückliche Besitzer mehr als zehntausend Mark an Eintrittsgeldern eingenommen und beeilte sich, nun das Bild wieder zum Auktionator zu bringen, um es zu verkaufen.

Ganz London lachte über die Leichtgläubigkeit des Publikums, und diese Heiterkeit war in der Tat berechtigt, denn als Raffael im Jahre 1520 starb, war Maria Stuart noch gar nicht geboren. W. St.

Gekrönte Häupter zu Pferde. — Die meisten Herrscher Europas sind vorzügliche Reiter, und das ist nicht besonders überraschend, denn jahrelange Übung hat sie dazu ausgebildet. Mit der Vorstellung, die wir uns von vielen Herrschern machen, ist denn auch der stolze Sitz auf Rossesrücken eng verbunden. Den König Eduard von England sind wir jedoch gewohnt, uns zu Fuß vorzustellen, und er ist auch wirklich jetzt kein guter Reiter mehr. Früher aber war das anders, und bei einem Herrenreiten zu Carragh Camp führte er sein Roß „Rupee" als erstes durchs Ziel. Doch das sind vierzig Jahre her, und heute reitet König Eduard nur noch

manchmal auf seinen Besitzungen in Norfolk herum und besteigt bei offiziellen Gelegenheiten nur, wenn er absolut muß, ein Pferd.

Kaiser Wilhelm macht bekanntlich fast täglich seinen Spazierritt, öfters von der Kaiserin begleitet, die auch eine ganz vorzügliche Reiterin ist.

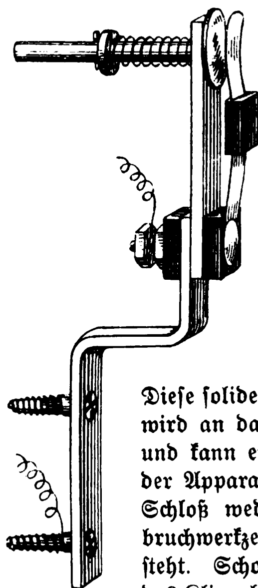
Der Zar ist kein Meister in der Reitkunst; nur selten reitet er spazieren; doch bei den großen Truppenschaustellungen, die in Petersburg auf dem gewaltigen Terrain an der Newa stattfinden, erscheint er in farbenprächtiger, goldstrotzender Uniform zu Pferde inmitten seines Gefolges und seines Generalstabes. Dann leuchtet die ganze Kavalkade von blitzenden Sternen und funkelndem Prunk, und zwischen ihnen reitet der Zar langsam dahin. Auch die Zarin ist eine anmutige Reiterin.

Obwohl König Viktor Emanuel von Italien vielleicht der leidenschaftlichste Pferdeliebhaber unter allen Fürsten der Welt ist, so hat er doch die übertriebene Sorge König Humberts für seine Ställe etwas verringert. Während früher viermal täglich den Pferden frische Streu gegeben werden mußte, geschieht dies jetzt nur zweimal. Die alten ausgedienten Rosse hat er aus den Ställen entfernen lassen und vielfach ihre Stelle nicht durch neue Pferde ersetzt. Trotzdem hält er noch vierundzwanzig Reitpferde zu seinem persönlichen Gebrauch und viermal so viele Wagenpferde. Er ist ein ausgezeichneter und unermüdlicher Reiter. Viele Stunden kann er im Sattel sitzen, ohne die geringste Unbequemlichkeit zu empfinden, noch irgendwelche Erfrischung zu sich zu nehmen. So stellt er denn auch an seine Kavallerie die höchsten Anforderungen und hat durch sein Vorbild die ganze Haltung und Disziplin seiner Reiterei verbessert. Unerwartet inspiziert er häufig die Kasernen, und findet er Unordnung und Nachlässigkeit, so hält er steif und starr wie eine drohende Statue auf seinem Roß, aber sein Gesicht ist blaß vor Ärger und Empörung.

Kaiser Franz Joseph von Österreich ist noch immer auch im Sattel auf seinem Posten. Bei den letzten Manövern

saß er von fünf Uhr Morgens bis drei Uhr Nachmittags auf dem Pferde. Keine Ermattung war ihm anzumerken, und seine Erfrischung nahm er aus der Feldflasche und dem Fouragekorb wie der jüngste Leutnant.

König Alfons von Spanien reitet jeden Tag; manchmal nimmt er sechs oder sieben verschiedene Tiere aus seinem Marstall, der die schönsten Pferde der Welt enthält. Er sitzt im Sattel wie mit seinem Rosse verwachsen, seine schlanke Figur biegt sich und schmiegt sich dem Pferde an, und kein Graben ist ihm zu breit, keine Schranke zu hoch, als daß er nicht hinübersetzen würde.


Alarm-vorrichtung „Securitas“.

König Leopold von Belgien und der achtzigjährige König von Dänemark waren einst beide gute Reiter; dagegen verabscheuen die Könige von Griechenland und Schweden das Reiten überhaupt. König Karlos von Portugal hat am Reiten keine Freude mehr, seit er so furchtbar stark geworden ist, und Fürst Ferdinand von Bulgarien steigt auch lieber vom Pferde herab als hinauf. C. T.

Neue Erfindungen: I. Alarmvorrichtung „Securitas“. — Diese solide und dauerhafte Alarmvorrichtung wird an das Türschloß von innen angebracht und kann ein- und ausgeschaltet werden. Ist der Apparat eingestellt, so kann niemand das Schloß weder mit Schlüsseln noch mit Einbruchwerkzeugen öffnen, ohne daß Alarm entsteht. Schon der geringste Versuch dazu bringt das Klingelwerk zum Ertönen. Das Anbringen des Apparats macht keine Schwierigkeiten. Das freie untere Stück wird mit zwei Schrauben unter das Türschloß so angeschraubt, daß der federnde Bolzen in die Schlüsselöffnung einfedern kann. Alsdann sind die

beiden am Apparat befestigten Drahtenden mit den beiden Zuleitungsdrähten zum Druckknopf des Hausklingelwerkes zu verbinden, indem man den Draht quer über die Tür zieht und denselben mit den beigelegten Drahtklemmen befestigt. Ist die Zuleitung zum Druckknopf auf der anderen Seite der Tür, so führt man die Drähte über das Scharnier und dann oberhalb der Tür zum Druckknopf. Die Drahtenden müssen an der Verbindungsstelle blank geschabt werden. Der Preis des Apparats „Securitas" ist 2 Mark 50 Pfennig. Auskunft über Verkaufs- und Lizenzbedingungen erteilt Otto Roeseke in Stuttgart, Seyfferstraße 26. L. B.

II. „Sparklet", Apparat zur Herstellung brausender Getränke. — Die Erzeugung erfrischender, brausender Getränke in kleinen Mengen war bisher mit großen Schwierigkeiten verknüpft, da einesteils derartige Apparate zu teuer waren, anderenteils der Geschmack der darin hergestellten Getränke außerordentlich zu wünschen übrig ließ. Unseren älteren Lesern werden noch diejenigen Apparate bekannt sein, welche in Form einer großen Kruke, aus Steingut bestehend, zur Herstellung von Selters- oder Sodawasser dienten. Diese Apparate waren im Innern geteilt, in den unteren Raum wurde doppeltkohlensaures Natron hineingeschüttet, in den oberen Behälter Wasser. Wurde nun durch einen unten an der Kruke angebrachten Tubus, der durch eine Zinnverschraubung gut verschlossen werden konnte, eine gewisse Menge Schwefelsäure in den unteren Raum des Apparates gebracht, so zerstörte diese das Natron, und die frei werdende Kohlensäure sättigte das im oberen Raume befindliche Wasser und konnte dann durch einen Siphonhahn bequem — als Selterswasser — glasweise ausgeschenkt werden.

Dieser Apparat war so lange das Ideal aller Hausfrauen, bis der Preis für diese Getränke derartig herabgesetzt wurde, daß heutzutage jedermann Selters- oder Sodawasser in Flaschen zu 5 Pfennig erhalten kann.

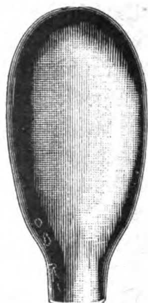
Die moderne Zeit begnügt sich aber nun nicht mehr mit einfachem Selterswasser, sondern wir besitzen eine ganze Reihe brausender Erfrischungsgetränke, deren Herstellung

bisher im bürgerlichen Haushalte unmöglich war, da der hierzu nötige Apparat fehlte. Die Firma The Continental Sparklets Co. in Paris, welche auch in Deutschland überall Vertreter besitzt, bringt nun einen Apparat zur Erzeugung brausender Erfrischungsgetränke in den Handel, welcher an Einfachheit, Solidität und praktischer Vollkommenheit nichts zu wünschen übrig läßt.



Fig. 1.

Der Apparat „Sparklet“ besteht aus einer mit Korb- oder Drahtgeflecht umwundenen Mischflasche (Fig. 1), deren oberer Teil eine Vorrichtung aus Metall trägt, welche zur Aufnahme eines kleinen Haspels dient; dieser Haspel (Fig. 2 in natürlicher Größe) enthält flüssige Kohlensäure. Wird derselbe in die Vorrichtung eingesetzt und alsdann durch einen Hebel heruntergedrückt, so wird die Kapsel durch eine kleine Stahlnadel geöffnet, die Kohlensäure entweicht und mischt sich mit dem Wasser, Wein oder der Limonade in der Mischflasche und gibt so, ohne jeden Beigeschmack, ein ganz vortreffliches Getränk. Von den vielen Getränken, die damit hergestellt werden, erwähnen wir folgende: Selters- und Sodawasser, Apfelwein-Champagner, Limonaden aller Art, Limonade mit Portwein, mit geschlagenen Eiern, Orangeate, die verschiedenen Cocktails (mit Wasser, Kognak und Ei), brausende Sirupe wie Himbeer, Erdbeer, Ananas u. s. w., mussierende Milch, Schokolade mit Maraskino u. s. w.


Fig. 2, natürliche Größe.

Ferner können damit hergestellt werden jede Art von Brunnenwässern: Karlsbader Sprudel, Vichy u. s. w, auch

mit Wermut und bitterer Zitrone hergestellte Getränke, welche, mussierend genossen, den Appetit außerordentlich anregen.

Zur heißen Jahreszeit dürfte der Apparat überall da unentbehrlich sein, wo die Herbeischaffung kühlender, erfrischender brausender Getränke zu umständlich oder zu teuer ist; auch die Hausfrau wird den Apparat „Sparklet" liebgewinnen, da die Herstellung brausender Getränke in der Familie ein Bedürfnis ist und auch in Krankheitsfällen von Vorteil sein dürfte. P. R.

Kriegswetten. — Zur Zeit des Burenkrieges veranstalteten die Engländer während der Belagerung von Ladysmith täglich Wetten mit großen Einsätzen, an welchem Tage und zu welcher Stunde die Stadt übergeben werden würde. Auch der russisch-japanische Krieg hat zu vielen merkwürdigen Wetten Anlaß gegeben. Der Gegenstand der meisten war das Schicksal von Port Arthur, andere betrafen wieder die Armee Kuropatkins, den Marsch der Japaner auf Charbin und die Operationen der russischen Flotte.

Im Juli 1904 veröffentlichte die in Odessa erscheinende Zeitung „Listok" seltsame Mitteilungen über die tollkühne Wette eines Hauptmanns Ilinsky, eines in Petersburg garnisonierten Dragoneroffiziers. Ilinsky verpflichtete sich, Asien zu durchkreuzen, Kuropatkins Hauptquartier zu erreichen, die Linien der Japaner bei Port Arthur zu durchbrechen, in die Stadt einzudringen, sich durch die Seeblockade durchzuschmuggeln und die Stadt Chifoo in China zu erreichen. Er sollte 200,000 Mark erhalten, wenn er sein Vorhaben ausführte, brauchte aber im Falle des Mißlingens nichts zu bezahlen. Ilinsky gewann die Wette. Als Chinese verkleidet durchschritt er am hellen, lichten Tage die Linien der Japaner. Von den russischen Forts wurde auf ihn gefeuert, doch er ließ die Nationalflagge, die er sich um den Körper gewickelt, wehen und wurde daraufhin in die Festung aufgenommen. Drei Nächte später verließ er Port Arthur, segelte durch die japanische Flotte und erreichte Chifoo. Die Reise nahm sechs Wochen in Anspruch. Obwohl Ilinsky

sein Leben gewagt, bekam er sein Geld doch nicht, denn als er nach St. Petersburg zurückkehrte, fand er, daß der Mann, mit dem er gewettet, seinen Bankrott angemeldet hatte.

Noch tragischer war das Resultat einer Wette, deren nähere Umstände ebenfalls in russischen Zeitungen veröffentlicht wurden. Ein gefangener japanischer Offizier, der in Omsk in Sibirien interniert war, wettete mit dem russischen Offizier, der die Aufsicht über die Gefangenen hatte, um eine Kopeke für jede Minute, die sich Port Arthur über den 1. Juni 1904 halten würde. Da eine Kopeke einen Wert von etwas über einen Pfennig hat, so betrug der Verlust des Wettenden jeden Tag ungefähr 15 Rubel. Am 1. Oktober war der Japaner dem Russen etwa 4000 Mark schuldig. Der letztere verlangte eine Abschlagszahlung und bot dem Japaner an, die Sache damit als erledigt zu betrachten. Der Gefangene sagte kein Wort, zog sich in sein Zimmer zurück und erschoß sich.

Der Korrespondent einer deutschen Zeitung erklärte, die Japaner wären so fest entschlossen, für ihr Vaterland zu sterben, daß einige Offiziere Wetten veranstalteten, sie würden in der Schlacht fallen. Das Geld sollte ihren Witwen zufallen. Ein Offizier namens Motono ging, als er im Mai der kriegführenden Armee zugeordnet wurde, folgende Wette ein: Wenn er innerhalb eines Monats fiele, sollten seine Erben 1000 Yen (etwa 2000 Mark) erhalten. Nach dieser Zeit wollte dagegen er selbst seinem Gegner jeden Tag 10 Yen zahlen, bis die Summe von 1000 Yen in 100 Tagen erreicht war; dann sollte die Wette als erledigt gelten. Motono verpflichtete sich, sich nicht etwa nutzlos einer Gefahr auszusetzen, mit anderen Worten, sich nicht absichtlich töten zu lassen.

Eine Zeitung in Lyon berichtete von einer merkwürdigen Wette, die ein Herr Ouiseau, ein Einwohner der Stadt, eingegangen war. Der Mann verpflichtete sich, mit einer japanischen Flagge in der Hand dreimal um die Stadt zu marschieren und dreitausendmal „Vive le Japon!“ zu rufen,

falls Kuropatkin den Marschall Oyama nicht bis zum 25. August 1904 besiegt hatte. Er verlor seine Wette. Da aber die Zeit des Umzugs nicht bestimmt war, so umwanderte Herr Ouiseau die Stadt während der Nacht, so daß seine dreitausend Rufe nur von den Polizisten gehört wurden, die ihn für verrückt hielten.

Ein patriotischer Russe namens Lomakin entging nach dem Bericht einer Moskauer Zeitung den unangenehmen Folgen einer Wette auf ähnliche Weise. In einem Augenblick patriotischer Erregung verpflichtete sich Lomakin, er wolle seine Stiefel aufessen, wenn Japan nicht bis zum 1. Juli 1904 um Frieden bitten würde. Sein Gegner deponierte die Summe von 500 Rubel, und Lomakin verlor die Wette. Da aber keine Zeitgrenze festgesetzt war, so schnitt er jeden Tag einen dünnen Streifen ab und aß denselben, in Fleischklößchen gehackt, auf, so daß er am 20. November mit den beiden Stiefeln glücklich fertig war.

Auch die baltische Flotte war der Gegenstand vieler Wetten. Ein Mitglied des Redaktionsstabes der „Nowoie Wremja" wettete 200 Mark gegen 1000, die ersten Schüsse würden abgefeuert werden, bevor die Flotte die europäischen Gewässer verlassen. Das bezog sich natürlich auf einen Kampf mit den Japanern, aber trotzdem wurde die Bezahlung der 1000 Mark sofort nach dem Huller Zwischenfall verlangt und geleistet. W. L.

Der Gipfel der Menschenfreundlichkeit. — Der Schöpfer der berühmten Oper „Die weiße Dame", der Komponist Boieldieu, hatte freien Eintritt in viele Pariser Theater, unter anderen auch in das Vaudevilletheater; aus Mangel an Zeit hatte er jedoch von letzterem Rechte noch keinen Gebrauch gemacht. Eines Abends aber fiel ihm dies dennoch ein, da ein ihn interessierendes Stück gegeben wurde. Er betrat daher das Theater, wurde aber an der Kontrolle zurückgehalten und nach seinem Billett gefragt.

„Ich habe freien Eintritt," sagte er.

„Wie heißen Sie?"

„Boieldieu."

„Der Komponist?“

„Ja.“

„Warum nicht gar!“

„Zweifeln Sie daran?“

„Ich bin im Gegenteil meiner Sache vollkommen gewiß,“ entgegnete der Kontrolleur, „und sage Ihnen, daß Ihre List mißglückt ist.“

„Meine List?“

„Wie sollte ich den Versuch, sich unter einem falschen Namen in das Theater zu schleichen, wohl anders nennen?“

„Aber, mein Herr, ich bin eines solchen Betruges unfähig. Ich heiße wirklich Boieldieu.“

„Wozu diese Behauptung? Wir kennen Herrn Boieldieu sehr gut. Er gehört zu unseren täglichen Besuchern.“

„Ist er auch heute abend hier? So wäre ich wirklich neugierig ihn zu sehen.“

„Sie bestehen also noch immer auf Ihrer Fabel und wollen Herrn Boieldieu gegenübergestellt werden?“

„Gewiß, das wünsche ich sehr.“

Das vornehme Wesen Boieldieus, die Zuversicht, die in seinen Worten herrschte, hatte auf die Beamten der Kontrolle einen gewissen Eindruck gemacht. Ihre Überzeugung war erschüttert, und da sie zur Gewißheit gelangen wollten, gaben sie dem Wunsche des Komponisten nach. Einer von ihnen führte ihn zu dem Eingange des Orchesters. Der Vorhang war aufgezogen, die Schauspieler standen auf der Bühne, und man mußte daher das Ende des Aktes erwarten, um die Erklärung herbeizuführen.

Inzwischen deutete der Kontrolleur auf einen der Zuschauer und sagte: „Dort der Herr in der dritten Reihe, der im blauen Rock, der die Gläser seiner Lorgnette mit dem Handschuh reibt, ist es.“

„Das also ist Herr Boieldieu?“

„Wenigstens so lange, bis Sie das Gegenteil werden bewiesen haben.“

Boieldieu betrachtete sich den widerrechtlichen Besitznehmer seines Namens. Er war ein Mann von nettem

Aussehen und schien an dem Schauspiel großes Vergnügen zu finden. Der Komponist sah ihn einige Augenblicke mit dem ihm so natürlichen Wohlwollen an und sagte dann zu sich selbst: „Das ist ein recht glücklicher Mensch! Und ich sollte das Glück trüben, das er in meinem Namen genießt? Ich sollte ihn des Vergnügens berauben, das er alle Abende hier findet, indem ich von einem Rechte Gebrauch mache, das ich doch nur sehr selten benütze? Nein, nein, wahrhaftig, so grausam kann ich nicht sein!"

Dann fuhr er, zu dem Kontrolleur gewendet, fort: „Verzeihen Sie, ich bestehe nicht mehr auf meinem Willen und gehe!"

„Sie gestehen also, daß Sie ein falscher Boieldieu sind, und daß der da der echte ist?"

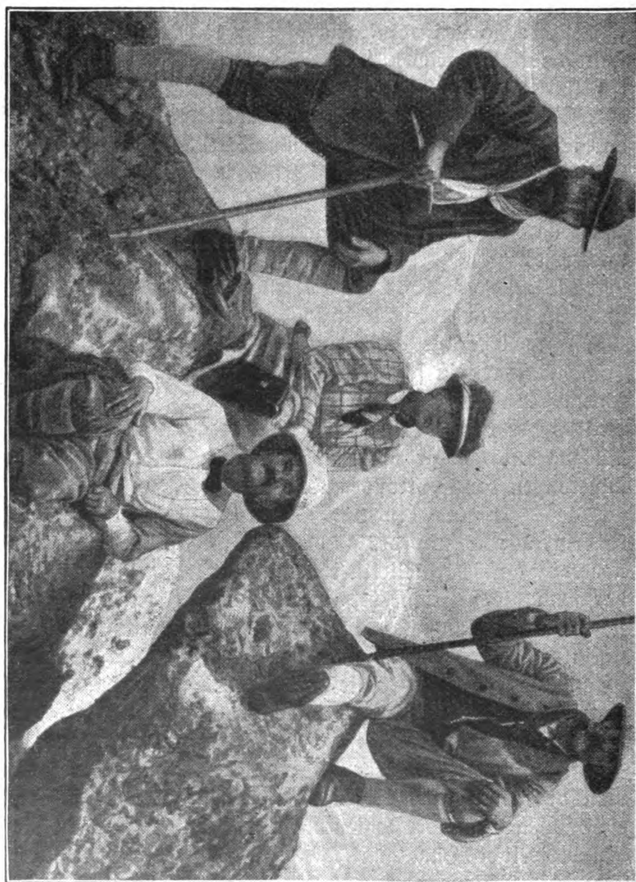
„Ich gestehe alles, was Sie wünschen."

„Das war ein schlechter Scherz, mein Herr, ein sehr schlechter!"

Und der vortreffliche Boieldieu trat heldenmütig seinen Rückzug an, gefolgt von den Vorwürfen und den Spottäußerungen der Kontrollbeamten. C. T.

Die Alpinistin Frau Bullock Workman. — Eine Amerikanerin, die Gattin des Geologen Bullock Workman, hat neuerdings als Begleiterin ihres Mannes verschiedene bisher noch nie betretene Gipfel des Himalaya erstiegen und sich damit den Ruhm der kühnsten und erfolgreichsten Alpinistin erworben. Wir sind in der Lage, ein Bild von der Dame zu bringen, das sie mit ihrem Gatten auf einem verhältnismäßig niedrigen Gipfel des Himalaya zeigt, der aber doch genau die Höhe des höchsten Bergs von Europa, des Montblanc, hat. Rechts und links von ihnen sieht man die beiden aus Norditalien gebürtigen Alpenführer, die das Paar auf der letzten Reise nach Indien und in die Wunderwelt des Himalaya begleiteten. Auf dieser Expedition haben die Reisenden, denen eine größere Schar Kulis als Gepäckträger folgte, vier Monate lang fern von aller Kultur gelebt, die Nächte zumeist in einem Zelte verbringend, zuweilen aber auch ohne jedes Obdach auf freier Bergeshöhe.

Vier Reisen hat das Ehepaar Bullock Workman schon nach Indien und in den Himalaya unternommen; auf der



Das Ehepaar Bullock Workman auf einem Gipfel des Himalaya.

letzten gelangten sie bis zu einer Höhe von 6880 Meter, auf einen Gipfel also, der den Montblanc um rund 2000 Meter überragt. Da Bullock Workman in den Bergen

eine Karte des Himalaya ausarbeitete, hielten die nötigen Vermessungen ihn und seine Begleiter meist für längere Zeit an ein und derselben Lagerstätte fest, deren höchste in einer Höhe von 5901 Meter gelegen war. Hier weigerten sich die Kulis, angesichts der vor ihnen gähnenden furchtbaren Gletscherschründe, weiter zu gehen. Aber das Beispiel der Führer und die Drohungen des Naturforschers bewegten sie schließlich trotz der ihnen unerträglich erscheinenden Kälte, das kühne Ehepaar noch weiter zu begleiten, zu Höhen hinauf, die bisher ein weibliches Wesen noch niemals erstiegen hat. B. H.

Kohl auf Bäumen. — In den Ländern um den Äquator gedeihen wunderbar nützliche und interessante Bäume, die den Bewohnern jener Zone eine sehr gesuchte Speise und ein äußerst erfrischendes Getränk liefern. Namentlich der Reisende aus dem mittleren Europa betrachtet mit Rührung die Ernte, die von diesen Bäumen gewonnen wird, weil sie ihn so lebhaft an ein Gemüse erinnert, das er nach der Trennung von den heimischen Gestaden nicht mehr zu Gesichte bekommen hat, an den Wirsingkohl nämlich. Freilich ist diese Ernte mit größeren Schwierigkeiten verknüpft als die heimatliche Kohlernte. Die tropischen „Kohlköpfe" müssen nämlich von 30 bis 40 Fuß hohen Bäumen herabgeholt werden, deren Stamm so gerade und ohne Anhalt ist wie etwa eine Kletterstange auf unseren Turnplätzen. Erst in jener achtunggebietenden Höhe bilden sie einen mächtigen Büschel großer Blätter, die sich wie ein riesiger Sonnenschirm nach allen Seiten ausbreiten. Früchte zeitigen sie nicht. Man pflanzt sie lediglich oder doch hauptsächlich wegen des „Kohles", den sie inmitten jenes Blattbüschels hervorbringen. Dort nämlich befinden sich die jungen „Herzblätter", die, zusammengefaltet und gerollt wie sie vor der völligen Entwicklung sind, eben die erwähnte Ähnlichkeit mit einem zarten Wirsingkohlkopf besitzen.

Die Eingeborenen klimmen nun an dieser natürlichen Kletterstange in die Höhe und schneiden das „Herz" heraus. Wird es gekocht, so erhält man ein außerordentlich

schmackhaftes, zartes und saftiges Gemüse, das von Einheimischen und Fremden gleich gern gegessen wird.

Die Höhlung nun, die durch das Herausnehmen des Herzens im obersten Teile des Stammes entsteht, dient dazu, den Kohlbaum noch in anderer Weise dem Menschen wichtig und dienstbar zu machen. In dieser Höhlung nämlich sammelt sich der aufsteigende Saft des Baumes und wird als eine reiche, braune, weinähnliche Flüssigkeit ausgeschöpft, die ohne jede weitere Bearbeitung ein ganz entzückendes Getränk gibt, ebenfalls bei Fremden und Einheimischen gleich beliebt.

Die Bäume, um die es sich hierbei handelt, sind die verschiedenen Arten der Kohlpalme, die unter dem Namen Oreodoxa auf Kuba, den Antillen, Teneriffa, Guayana, unter dem Namen Euterpe auf den Karibischen Inseln und in Brasilien, unter dem Namen Livistona in Australien vorkommen und außer Kohl und Wein zum Teil noch Material zum Hüttenbau, zum Dachdecken, zu einer Papierart und zur Hutfabrikation gewähren. C. D.

Wenn Kinder fragen. — Auf einer Fahrt über den Bodensee hörte ich einen fünfjährigen Knaben, der mit seiner Mutter in meiner Nähe saß, nacheinander folgende Fragen an diese richten:

„Wie viele Menschen können in einem Wasser so tief wie dies hier ertrinken?"

„Tut es weh, wenn man ertrinkt?"

„Könnte die Eisenbahn, wenn sie auf dem Wasser fahren müßte, ebenso schnell fahren wie unser Schiff?"

„Ist der große Mann mit den goldenen Knöpfen da oben" — er meinte den Kapitän — „der Papa von allen den Männern, die tun müssen, was er sagt?"

„Woher kommt denn der Seifenschaum hinter dem Schiffe?"

„Erkälten sich denn die Fische nicht, wenn sie da unten immer in der Nässe sind?"

„Wenn eine Fischmama im Wasser keine Würmer für ihre Kinder findet, geht sie dann ans Land und gräbt ihnen welche aus der Erde?"

„Gibt es hier im Wasser auch Walfische?“

„Aber Austern gibt es doch hier?“

„Wenn sich ein Walfisch drei Tage lang auf eine Auster setzte, müßte sie dann ersticken?“ —

Länger hielt ich's nicht aus. Ich veränderte meinen Platz.

Die arme Mama mußte bleiben. Cl. D.

Johannisbeeren. — Um die Zeit des Johannistages prangt der Garten nicht nur im herrlichsten Flor, sondern spendet uns auch die ersten Früchte, die Johannisbeeren.

Diese Beerenfrucht hat sich erst recht spät ein Bürgerrecht in den Gärten erworben; jedenfalls gehört sie zu den jüngsten Obstsorten desselben. Das Altertum kannte sie nicht, die hellenischen Dichter, die doch sonst jedes Kind Florens und Pomonens in ihren Gesängen verherrlichen, erwähnen sie nicht, und auch die römischen Leckermäuler, die bekanntlich die meisten unserer heutigen Obstsorten schon vor zweitausend Jahren zu schätzen wußten, scheinen sich auch nicht an Johannisbeeren delektiert zu haben. Erst im Mittelalter läßt sich die Kultur des Strauches nachweisen, und zwar fand dieselbe in Klostergärten statt, was auch der mittelalterliche Name der Früchte „Beere der Brüder“ erkennen läßt. Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts scheint die Johannisbeere nach Deutschland gekommen zu sein, und zwar aus Frankreich, welches Land sie durch die Normannen erhielt. In Skandinavien, in Nordrußland, Sibirien und Nordamerika, in der Türkei und dem übrigen Orient, wie auf dem Himalaya ist ihre Heimat; dort wird sie auch heute noch wildwachsend angetroffen. Heute hat sich der Strauch ganz Nord- und Mitteleuropa erobert, und seine Früchte, deren mannigfaltigen Nutzen man wohl erkannt hat, sind überall beliebt.

Die weite Verbreitung hat wohl nicht zuletzt ihren Grund in der leichten Kultur der Pflanze, die mit jedem Boden zufrieden ist. Selbstverständlich ist auch dieser Strauch auf gut zubereitetem Boden am ertragreichsten, und die Ernte kann wesentlich erhöht werden, wenn der Garten-

besitzer auch ein Auge für seine Johannisbeersträucher hat. Schon im zeitigen Frühjahr sollten die einjährigen Zweige auf etwa die Hälfte ihrer Länge gestutzt werden; die weiße Johannisbeere, welche sich namentlich für leichten Boden empfiehlt, verträgt sogar noch einen kräftigeren Schnitt. Überhaupt gilt das Kurzschneiden beim Beerenobst als ein Mittel, die Früchte zu größerer Vollkommenheit zu bringen, wenn schon die Ernte dadurch eine Verminderung erfährt.

Der Strauch selbst läßt sich in sehr zierlichen und kunstvollen Formen ziehen. Dem Baum- und Buschhabitus begegnet man wohl am meisten. Indem man einen einzigen Trieb kräftig wachsen läßt und die übrigen stutzt, erhält man die schönsten Schnurbäumchen, die sich girlandenähnlich leicht verbinden lassen. Selbst Johannisbeer-Kronenbäumchen werden gezogen, indem man edle Reiser auf schlanke Stämmchen der Gold-Johannisbeere (Ribes aureum) veredelt. Am besten gelingt das im Gewächshause. Wer sich damit aber nicht abmühen will, der kaufe Bäumchen mit einjähriger Krone aus einer guten Handelsgärtnerei oder Baumschule. Man sagt übrigens, daß die Buschform vorzuziehen sei, weil bei ihr die Ernte reichlicher ausfalle.

Wenn die Johannisbeerträubchen unvollkommen sind, die Beeren an der Spitze abfallen und nur die Hälfte der Früchtchen an der Traube reif wird, so ist das entweder eine Nachwirkung der Nachtfröste oder, und zwar häufiger, eine Folge der Trockenheit. Wenn auch der Boden unter dem Strauche feucht erscheint, so ist doch nicht ausgeschlossen, daß der Untergrund zu trocken ist. Jauche oder Spülwasser in eine um den Strauch gezogene Furche gegossen, wirken nachhaltig und vorteilhaft. Ab und zu werden die Johannisbeersträucher auch von Raupen befallen, welche sie gänzlich kahl weiden. Diese Schädlinge sind nicht Schmetterlingsraupen, sondern die raupenähnlichen Larven einer Blattwespe. Bestäuben mit Asche in früher Morgenstunde ist ein gutes Gegenmittel.

Kaum hatte die Johannisbeere ihren Einzug bei uns gehalten, so entstanden durch die Hand des Gärtners auch

schon Spielarten mit hellroten, dunkelroten, gelbweißen, gestreiften und schwarzen Früchten. Die schwarzfrüchtige Art ist der bekannte, im zeitigen Frühjahr goldgelb blühende Zierstrauch (Gold-Johannisbeere), der auch Gichtstock heißt, weil seine Beeren die Gicht vertreiben sollen — aber der Kranke muß den Strauch allein gepflanzt und gepflegt haben, wenn er Heilung finden will. Wegen des wanzigen Beigeschmacks werden die schwarzen Beeren gemeinhin verschmäht, aber Kenner stellen sie gerade des Geschmackes halber über alle anderen Arten. Die Beeren der schwarzen neapolitanischen Art dienen zum Färben des Weines.

Die beste weiße Johannisbeere ist die „weiße Werdersche“, auch „weiße holländische“ genannt. Sie eignet sich vorwiegend für leichten Boden, erfordert strenges Beschneiden und ist bei geringer Säure sehr mild im Geschmack, deshalb gleich beliebt als Tafelfrucht wie zur Bereitung von Johannisbeerwein.

Für schweren Boden und schattige Lagen sind die roten Johannisbeeren vorzuziehen. Als beste Sorte gilt die „rote holländische“; sehr dankbar ist „Göpperts rote Kirsch-Johannisbeere“. Die beste schwarzfrüchtige Johannisbeere zu Likör ist „Tees reichtragende“.

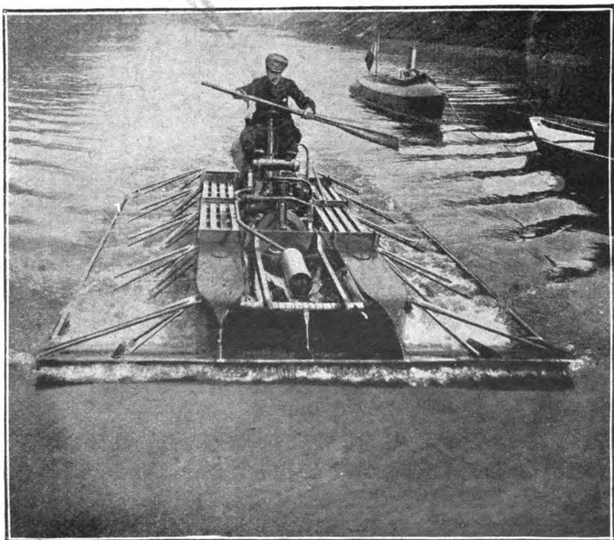
Wie jubelt das kleine Volk beim Anblick eines Johannisbeerstrauches mit reifen Früchten! Und wie leicht ist den kleinen Leuten die Ernte! Hier sind nicht die bösen Stacheln, welche beim Plündern eines Stachelbeerstrauches die bloßen Ärmchen verwunden. Mühelos lassen sich die goldenen und purpurnen Beeren zwischen dem grünen Laube abstreifen, ja manch kleiner Schelm benützt zu dieser Arbeit einfach sein rosiges Mündchen. Darob soll man nicht schelten. Gehört doch die Johannisbeere zu dem allergesündesten Obste, das der Garten hervorbringt. Die angenehme Säure mit ihrem wohltuenden Einfluß auf die Verdauung stellt den Wert der Beeren höher als den so mancher anderen Obstart, welche in Küche und Haushalt geschätzt ist. Und in welch mannigfacher Art lassen sich die Früchte verwerten! Zu Torten, Kompotts, Gelees und Marmeladen werden sie

verbraucht. Mit Selterswasser vermischt, dem etwas Kognak, Arrak oder Zitronensäurelösung zugesetzt ist, gibt Johannisbeersirup ein unerreicht dastehendes, kühlendes Getränke. Den größten Vorteil, den die Johannisbeere dem Gartenbesitzer bietet, ist aber der, daß sie sich vorzüglich zur Weinbereitung eignet. Zur Herstellung eines weißen Weines sind die holländische weiße und rosenrote, die englische, die durchsichtige und die Champagne-Johannisbeere empfehlenswert; die rote holländische, die Versailler und die „fruchtbare" Johannisbeere benützt man gerne zur Gewinnung eines roten Weines.

Zum Schluß noch ein preisgekröntes Rezept zur Bereitung des immer mehr Liebhaber gewinnenden Johannisbeerweines: 4/5 rote und weiße Beeren und 1/5 schwarze werden gemischt, zerquetscht und in einer Schüssel mit Zuckerwasser schwach angegossen, fünf Tage lang aufbewahrt und dann gepreßt. Zu einem Liter Saft kommen zwei Liter gekochtes, abgegossenes, erkaltetes Wasser und ein Kilo Zucker, wovon der zur Vergärung zugesetzte abgezogen wird. Erster Abstich Mitte März, zweiter Abstich im Juni des folgenden Jahres. Das Faß wird spundvoll gehalten und fest gelagert. Die Abfüllung in Flaschen erfolgt im August. Die Flaschen müssen unbedingt ruhig lagern, da sich bekanntlich das Bukett des Weines nur bei absolut ruhiger Lage gut entwickelt. Jeder künstliche Zusatz ist zu vermeiden. Sch.

Ein Motorgleitboot. — Während die Vervollkommnung der Motorwagen für eine große Zahl von Technikern und Fabriken den Gegenstand eines rastlosen Wettbewerbes bildet, werden die Interessenten des Wassersports ebenso lebhaft durch neue Erfindungen zur Vervollkommnung des Motorboots in Spannung erhalten. Das von uns abgebildete Gleitboot des Grafen de Lambert hat neuerdings den Rekord der größten Schnelligkeit gewonnen. Es ist freilich mehr ein Floß wie ein Boot mit seiner 6 Meter langen und 3 Meter breiten viereckigen Oberfläche und der Unterlage von fünf leicht geneigten, fast wagrecht stellbaren Brettern, auf denen es auf der Wasserfläche ungemein leicht

dahingleitet. Wie es mit Sitzbänken versehen ist, wie es gesteuert wird, zeigt dem Leser die Illustration. Das Fahrzeug findet infolge seiner Konstruktion sehr wenig Gegendruck im Wasser. Ein 6 Meter langes Motorboot der älteren Konstruktion kann es mit einem Motor von 40 Pferdekräften höchstens auf 14 Kilometer in der Stunde bringen; das



Der Graf de Lambert auf seinem Gleitboot.

Lambertsche Gleitboot dagegen legt mit einem Motor von derselben Stärke 30 Kilometer in der Stunde zurück. Freilich bedarf es zu dieser Leistung einer ruhigen Wasserfläche. B. H.

Seltsame Scheidungsgründe. — Eine Frau Welch in Baltimore beantragte die Scheidung von ihrem Manne, weil dieser, ein Naturforscher, sich in ihrem Schlafzimmer lebende Taranteln, Wanzen und Tausendfüßler hielt. Die Frau mußte immer die Tiere beaufsichtigen und durfte doch

keines töten, so daß sie schließlich um jeglichen Schlaf kam. Sie erklärte, dies auf die Dauer nicht aushalten zu können, und die Scheidung wurde ihrem Wunsche gemäß ausgesprochen.

Daß das Zigarettenrauchen ein Scheidungsgrund ist, dürfte vielleicht neu erscheinen, und doch klagte kürzlich eine Amerikanerin gegen ihren Gatten auf Scheidung, weil er die Wohnung vom Morgen bis zum Abend und auch einen Teil der Nacht hindurch durch Zigarettenrauch verpestete. Dem Scheidungsantrage wurde stattgegeben, weil die Frau tatsächlich durch das fortwährende Qualmen ihres Gatten krank geworden war.

Ein Deutsch-Amerikaner namens Kraus verheiratete sich mit einer Frau, die er für ein „vollkommenes“ Weib hielt; doch stellte es sich nach der Ehe heraus, daß die Dame die unglückliche Besitzerin eines künstlichen Beines und eines künstlichen Auges war. Der Gatte klagte auf Scheidung und machte geltend, man habe ihn unter Vorspieglung falscher Tatsachen in die Ehe getrieben. Der Richter entschied jedoch zu Gunsten der Frau und erklärte, da ihr Mann sie vor der Ehe nie gefragt hätte, ob sie körperliche Gebrechen hätte, so könne von Betrug keine Rede sein. „Im anderen Falle,“ fügte er hinzu, „würden ja auch falsche Haare und falsche Zähne als Scheidungsgrund gelten dürfen. Wo kämen da die Gerichte hin!“ L—n.

Das teuerste Buch. — Unter den Schätzen, welche der vatikanische Palast in sich schließt, befindet sich ein uraltes Buch. Ein Manuskript ist's, welches wohl viele Jahrhunderte, bevor die Druckkunst erfunden ward, von der Hand gelehrter Schriftkünstler gefertigt ward, eine Bibel mit hebräischen Charakteren und von kolossalem Formate, denn mit seinen massigen Einbanddeckeln wiegt es nahezu 3½ Zentner. Dieses heilige Buch ward zu Anfang des 16. Jahrhunderts seitens der israelitischen Bevölkerung Roms als hohes Heiligtum verehrt, und um 1512, also im Jahre des lateranischen Konzils, vereinigten sich die Notabeln des Ghetto der ewigen Stadt, sowie Israeliten aus

anderen italienischen Landen, um den Papst zur Überlassung jenes Werkes zu bewegen. Damals trug Papst Julius II. die Tiara. Dieser Kirchenfürst hörte die Bitte gütig an, wie er auch das Angebot entgegennahm, welches jenes Notabelnsyndikat machte: das Bibelmanuskript mit Gold aufzuwiegen. Das würde in runder Summe nach unserem heutigen Gelde fast zwei Millionen Mark ausgemacht haben. Aber Julius II. überlegte und widerstand schließlich der Versuchung, und so blieb das wertvolle Buch, wohl das teuerste des Universums, der Bibliothek des Vatikans erhalten. C. T.

Merkwürdiges Vogelnest. — Ein interessantes und wohl einzig dastehendes Vogelnest wurde von einem Jagdaufseher in Schnelsen bei Altona entdeckt. Ein Rotschwänzchenpaar hatte sich in einer geräumigen, aber nur mit einer kleinen Öffnung versehenen Konservenbüchse eingenistet. Diese Wohnung hat auch einem Kuckuck gefallen, denn durch Hinzutun eines Eies trug er zur Vervollständigung des Hausstandes hilfreich bei. Das Rotschwänzchenpaar hat dieses Ei mit ausgebrütet und das ausgeschlüpfte Junge mit großgezogen. Wie groß aber war der Schrecken der Stiefeltern, als das untergeschobene Kind wegen seiner außergewöhnlichen Größe nicht durch die Öffnung schlüpfen, also nicht ausfliegen konnte! Wohl oder übel mußten sie den in der Blechdose gefangen sitzenden Stiefsohn weiter füttern, so daß durch diese Art von Mästung das Wachstum derart zugenommen hatte, daß der junge Kuckuk schon die ganze Dose ausfüllte, als der Jagdaufseher ihn fand und durch ein paar Scherenschnitte aus seiner bedrängten Lage befreite. C. T.

Der König renommiert! — Im Jahre 1903, zur Zeit der Krönung König Eduards VII. von England, befand sich der vor kurzem verstorbene berühmte englische Maler Whistler, ein von seiner Bedeutung sehr durchdrungener Künstler, in Paris. Bei dem zur Feier des Tages von der englischen Kolonie veranstalteten Festessen war auch der Künstler zugegen und hatte seinen Platz an der

Tafel neben einer Dame der hohen Aristokratie Englands erhalten.

Während des Speisens fragte die Dame: „Sie kennen doch Seine Majestät auch persönlich, nicht wahr, Herr Whistler?"

„Ich? Den König? — Nein, Mylady," antwortete Whistler.

„Aber das ist doch sonderbar! Ich hatte bei einer Festlichkeit in London vor nicht gar langer Zeit die Ehre, mit Seiner Majestät zu plaudern, und bei dieser Gelegenheit — ich erinnere mich ganz deutlich — erwähnte der König ausdrücklich, daß er Sie persönlich kennen gelernt habe."

„Ach, meine Gnädige," antwortete der Künstler lächelnd und mit einer unnachahmlichen Geberde, „glauben Sie mir, der König renommiert!" W. St.

Was der Mensch am meisten liebt. — Mit einem Jahr — seine Amme. Mit fünf Jahren — die Mutter. Mit zehn — die Schulferien. Mit sechzehn — die Freiheit. Mit zwanzig — die Geliebte. Mit dreißig — seine Frau. Mit vierzig — seine Kinder. Mit sechzig Jahren — seine Bequemlichkeit, und zu allen Zeiten — sich selbst. A. Sch.

Zwischen zwei Berühmtheiten. — Der große Komponist Felix Mendelssohn war der Enkel des großen Philosophen Moses Mendelssohn. Zwischen beiden lebte der Vater Felix Mendelssohns das unberühmte Leben eines durch nichts ausgezeichneten Berliner Bankiers. Häufig konnte man von dem alten Herrn das halb sarkastische, halb wehmutsvolle Wort hören: „Wer bin ich nun eigentlich? Als ich jung war, fügte jeder, der mich irgendwo vorstellte, meinem Namen die Erklärung hinzu: „Der Sohn des berühmten Moses Mendelssohn." Nun ich alt bin, sagt jeder von mir: „Der Vater des berühmten Felix Mendelssohn." Jetzt möchte ich doch wirklich wissen, wer oder was ich nun eigentlich selbst bin!"

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

